

Johann-Heinrich Königshausen

Philosophicum für Mediziner

Kleine Vorträge zur Systematik

Inhalt

Vorwort	1
Die Funktion des Menschenbildes für das ärztliche Handeln	3
Zur ärztlichen Tätigkeit.....	15
Zur Funktion von Kreativität von Arzt- und Patientenwohl	16
Zur Urteilskraft des Arztes	25
Urteilskraft und Rationalität.....	31
Zur anthropologischen Systematik des ärztlichen Gesprächs	37
Zum Begriff der (Human-)Medizin	47
Wie soll man das verstehen, - "Human"-Medizin?	48
Abenteuer 'Mensch' - Das Lebewesen der Zeichenwelt.....	55
Zur Medientheorie.....	60
Warum löste die moderne Medien- und Kommunikationstheorie eine "Revolution der Denkart" aus?	61
Systematische Aspekte des Problems (menschlicher) "Wahr-Nehmung"	70
Grundbegriffe im Kontext der Medizin	75
Wie sollen wir das verstehen: "Die Würde des Menschen"?	76
"Warum kann nur ein ‚compositum substantiale‘ krank oder gesund sein?"	84
Was kann ich wissen?	94
"Das Wort 'wahr' wird in mannigfachem Sinne ausgesagt"	100
Potentialität. Noch-nicht – zuweilen – Nicht-mehr.....	107
"Was hat die Medientheorie mit dem Begriff von ‚Leben‘ und ‚Tod‘ zu tun ?"	114
Literaturverzeichnis	119

Vorwort

Die folgende Sammlung kleiner Vorträge wurden ausgearbeitet für das „Philosophicum herbipolense“ (eine Vortrags- und Diskussionsreihe an der Universitätsklinik Würzburg). Initiiert von Prof. Dr. Thomas Bohrer und 2010 gegründet zusammen mit Prof. Dr. Michael Schmidt und dem Verfasser gibt es zweiwöchentliche Veranstaltungen, zu denen auch viele auswärtige Gäste eingeladen waren. Den Veranstaltungen liegt jeweils ein kleiner Vortrag zugrunde, der als thematische Anregung für die anschließende Diskussion zumeist mit Studenten, Pflegepersonal, Kollegen an der Uniklinik, aber auch selbständig praktizierenden Ärzten dient. So gab es Vorträge „Zum Erinnerungsvermögen der Drosophila“ vom Neurobiologen Prof. André Blum, von Managern von Krankenkassen, von Prof. Schmidt natürlich zu vielen ethischen Aspekten der medizinischen Tätigkeit und aus der Palliativmedizin, Prof. Thomas Bohrer hielt Vorträge zur sozialen und ökonomischen und politischen Einbettung der medizinischen Tätigkeit, später wurden dann jeweils größere Semesterthemen bestimmt, zur KI, zu Ethik in der Medizin, zum Arzt-Patient-Verhältnis etc. Die Vorträge sollen gut verständlich sein, daher bleibt der „wissenschaftliche Apparat“ (Buchangaben, Zitate, Verweise etc.) auf Nachfragen für die Diskussion aufgehoben.

Der Verfasser ordnet die Sammlung in drei Gruppen: „Zur ärztlichen Tätigkeit“, „Zum Begriff der (Human-)Medizin“, „Grundbegriffe im Kontext der Medizin.“ Allen Vorträgen, wie der Leser schnell bemerken wird, haben ein gemeinsames Anliegen: Aufzuzeigen, daß die Medizin als institutionalisiertes Fach und als klinische Tätigkeit *eigene* philosophische Probleme generiert. Im Konzept einer „Philosophie der Medizin“ ist der Genitiv also nicht nur als genitivus objectivus, sondern ebenso als genitivus subjectivus zu verstehen. Das betont vor allem der einführende Vortrag, der sich als eine rückblickende Übersicht der letzten zehn Jahre des „Philosophicum herbipolense“ versteht. Hier werden zwei zentrale Sachthemen paradigmatisch vorgestellt: Spezifik der Humanmedizin setzt eine Klärung des Verhältnisses von Lebendigem gegenüber „totem“ physikalischen Körper (à la Newton) und spezifisch humanem Lebendigen voraus und damit ein bestimmtes Verständnis von Anthropologie (bis heute steht eine überzeugende Anthropologie aus, Unzureichendheit von sogenannten anthropologischen Ausstattungsmerkmalen, neuere Ansätze zum „Lebewesen der Zeichenwelt“ implizieren also ein Verständnis seiner medialen und kommunikativen kulturellen Lage und daraus resultierend ein Methodenproblem: Einbettung einer Therapie in

einen – prinzipiell experimentell nicht wiederholbaren - individuellen Lebensverlauf, kein subsumtionslogischer Vorgang). Dies ist der sachliche Horizont aller Vorträge, die hier aufeinander verweisen, sich wechselseitig ergänzen, argumentativ stützen und erläutern. Zum einen wird die ärztliche Tätigkeit, seine Praxis in den Blick genommen in der humanmedizinischen Besonderheit, was zu einem klareren Begriff der methodisch komplexen (nicht reduktionistisch verstehbaren) Situiertheit der Humanmedizin führen muß. Einige allgemeine Grundbegriffe im Kontext der Medizin betreffen paradigmatisch sachliche Aspekte der medizinischen Tätigkeit, die ich aus eher philosophischer Perspektive nur soweit thematisiere, daß sie innerhalb der Diskussion für das medizinische Feld als Diskussionsgrundlage dienen.

So verweisen die Vorträge aufeinander und Vieles wird mehrfach ausgeführt und erscheint in anderem Licht. Der Verfasser verschweigt nicht seine eigene philosophische Position, die gerade in den letzten zehn Jahren infolge der Diskussionen in entsprechende Literaturarbeit geführt hat (zur Theorie der Physik, der Chemie, Biologie, Medien- und Kommunikationswissenschaften etc.). Gleichwohl verstehen sich die kleinen Vorträge nur als Ausgangspunkt der anschließenden Diskussionen.

(Im ersten, einführenden und rückblickenden Vortrag „Zur Funktion des Menschenbildes für das ärztliche Handeln“ wird an entsprechenden Stellen, wo sich weitere Sachfragen anschließen, auf andere Vorträge verwiesen, die diesen Fragen weiter nachgehen.)

Der Verfasser hat seinem Freund und Kollegen Dr. Josef Posch für viele Gespräche im Bereich der Mathematik und Physik und für die Einrichtung des Textes zu danken.

Die Funktion des Menschenbildes für das ärztliche Handeln

Ich beginne mit einem kleinen Rückblick:

Es war um die Mitte des 19. Jhs., als das bis dahin übliche "Philosophicum" zu Beginn des Medizinstudiums durch das bis heute etablierte "Physicum" ersetzt wurde, – nicht ergänzt wurde. Schon damals gab es Proteste vonseiten der Medizinprofessoren gegen diese staatliche Verfügung. Angesichts des rasant zunehmenden Wissens – nicht nur "natur"wissenschaftlichen Wissens – gab es in der Tat hinreichend Gründe für die Einrichtung des sog. Physicums zu Beginn der Mediziner Ausbildung.

Nach ca. 150 Jahren fulminanter Weiterentwicklung der Medizin hat sich – vor allem in der Rückschau – eine völlig veränderte Lage der Medizin eingestellt. Da ist einmal der immer noch rasant sich entwickelnde Ausgliederungsprozeß der medizinischen Fakultäten, Einzeldisziplinen, der rasant fortschreitende technische Prozeß (komplexe computergesteuerte Geräte), die damit einhergehenden organisatorischen, arbeitsorganisatorischen bis hin zu finanziellen Problemen. Die staatlichen Vorgaben für die medizinische Forschung und das volkswirtschaftlich so bedeutende Feld der medizinischen Versorgung, ja insgesamt die Rolle der Medizin (was immer noch die Einheit und Identität des Faches betrifft!) sind derart komplex, daß der einzelne Mediziner – sei er mehr in Forschung, Lehre oder der medizinischen Praxis tätig – sich kaum über all diese Probleme Übersicht verschaffen kann.

Die primäre, zu Studienbeginn einseitig "natur"-wissenschaftliche Studienausrichtung – wir werden noch sehen, wie hochproblematisch das Wort und der Begriff "natur" in "naturwissenschaftlich" ist – hat schon früh und gerade im letzten Jahrhundert namhafte Kritiker von medizinischer und philosophischer Seite hervorgebracht, Karl Jaspers, Th. v. Uexküll z.B., die alle auf eine sog. "integrative Medizin" abzielten, – eine Medizin, die die vielfältigen Aspekte und eine entsprechende Ausrichtung des Faches in Forschung und Praxis forderten. Es ist klar, daß solch unterschiedliche Auffassungen und Ausrichtungen des Faches

Medizin unmittelbare Auswirkungen auf sämtliche kategoriale Grundbegriffe des Faches haben – wie z.B. "Gesundheit/Krankheit" ¹, "Diagnose" ², "Therapie" ³ etc.

Auch wenn die Theoriedebatte des letzten Jahrhunderts mittlerweile viele Interessierte gefunden hat, so scheint dies doch alles für die institutionalisierte Medizinpraxis relativ randständig zu sein.

Wissenschaftssoziologisch hatte dies alles jedenfalls kaum Konsequenzen: Noch immer steht unverrückbar das Physicum zu Beginn des medizinischen Studiums – und dafür sprechen ja auch viele leicht einsichtige Gründe. Gleichwohl stimmt die *vollständige Ersetzung* des früher obligatorischen Philosophicums durch das Physicum doch nachdenklich: Natürlich hat die extreme Focussierung der medizinischen Grundausbildung auf den "natur"wissenschaftlichen Aspekt auch eine extreme intellektuelle Sozialisation des Medizinstudenten zur Folge, der er sich nur schwer entziehen kann. Und dies gilt umso mehr, als er ja im Fortgang seines Studiums und der späteren Spezialisierung immer weiter in die fachinterne Ausgliederung hineingezogen wird und er wohl immer weniger Zeit findet (aus ganz banalen arbeitsorganisatorischen Gründen).

Nun, genug von diesem kleinen Rückblick:

Was will und kann man denn eigentlich tun mit einem „Philosophicum für Mediziner“? Zunächst einmal, da man ja die Medizinstudenten nicht auf die anderen Teile des universitären Campus (Hubland, Residenz etc.) schicken sollte, müßte eine solche Veranstaltung im medizinischen Haus selbst stattfinden und sollte zumindest ein Wahlfach im Studiengang selbst darstellen. Schon organisatorisch soll und muß ein "Ph.f.M." also eine medizin*interne* Veranstaltung sein. Da das "Ph.f.M." Grundbegriffe (also *leitende* Vorbegriffe) der medizinischen Forschung, Lehre und Praxis (klinische Tätigkeit) betrifft, und da sich das eigentliche Akkusativobjekt der Medizin, der *konkrete Mensch* in seinen vielerleiartigen Aspekten zeigt (in seiner physischen, biologischen, psychischen, geistigen und gesellschaftlich konstituierten Seite ⁴), ist schon klar, daß hier das Philosophische nicht *von außen* an die Medizin herantritt. Das "Ph.f.M" geht davon aus, daß die angedeuteten Fragestellungen zum Fach Medizin *selbst* gehören, integrativ gehören und nicht an andere Teildisziplinen einfach abgetreten werden können, weil sie zum *Kernbestand* der medizinischen Tätigkeit selbst gehören. Und das sind keineswegs nur medizin*ethische* Fragestellungen: In wissenschaftstheoretischer, methodologischer, anthropologischer Hinsicht etc.

¹ "Warum kann nur ein ‚compositum substantiale‘ krank oder gesund sein?" [\[↓\]](#)

² Zur Urteilskraft des Arztes [\[↓\]](#)

³ Zur anthropologischen Systematik des ärztlichen Gesprächs [\[↓\]](#)

⁴ Abenteuer 'Mensch' - Das Lebewesen der Zeichenwelt [\[↓\]](#)

kurz – worauf Kollege Th. Bohrer zurecht verweist – „*medicina soror philosophiae*“, die Medizin ist die (leibliche) Schwester der Philosophie (Tertullian, c. 150 p.Chr.). Diese beiden Geschwister haben wissenschaftshistorisch quasi ein „genetisches Verhältnis“ miteinander (ich muß hier nicht symbolisch an die Ursprünge erinnern: Hippokrates, Asclepios, Galen oder daran, daß Platon das Philosophieren wie selbstverständlich als eine "Heilkunst" betrachtete etc.).

Im 21. Jh. hat ein "Ph.f.M." diesen Zusammenhang nicht nur mit schönen historischen Reminiszenzen und humanistischem Bildungsgut zu memorieren, sondern dieser *genetische Zusammenhang* von Medizin und Philosophie ist konkret aufzuweisen. Es ist aufzuweisen und einsichtig zu machen, daß es hier um ein unauflösbar *systematisches Verhältnis* geht. Im Folgenden geht es nur um zwei wissenschaftstheoretische Punkte und ein sich daraus ergebendes methodologisches Argument.

Zum Einstieg wähle ich ein berühmtes Diktum Kants: Die drei Grundfragen der Menschen I) „Was kann ich wissen?“ , „Was soll ich tun?“ und III) „Was darf ich hoffen?“ münden zuletzt in die eine Frage: „Was ist der Mensch?“ Alles Wissen und Handeln, so Kant, gibt zuletzt Auskunft über den Menschen selbst. *Selbstaufhellung* ist letzter Focus unseres Tuns. Aber merkwürdigerweise gilt auch umgekehrt: Alle theoretische und praktische Bemühung des Menschen sind *immer schon vorab auch geleitet* von einem Bild, das der Mensch schon von sich hat und zumeist unreflektiert mitbringt. Dieses Spannungsfeld zwischen dem vorgängig immer schon leitenden Selbstverständnis des Menschen und seiner allererst aufzuhellenden Natur ist gleichsam der geschichtliche Rahmen der menschlichen Selbstfindung und Selbsterfindung.

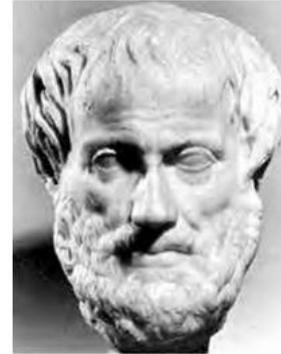
Die großen Stationen dieses Selbstfindungsprozesses können wir hier nicht nachzeichnen. Aber natürlich steht auch die moderne Medizin auf einer bestimmten Stufe dieses Selbstfindungsprozesses, der auf jeder Stufe seine historischen Grenzen hat. Besonders geeignet ist jedoch eine Skizze der wissenschaftshistorisch gut erforschten Genese der sog. neuzeitlichen Naturwissenschaft seit Galilei und vor allem I. Newton. Die Etablierung der Newtonschen Physik, der mechanistischen Physik ist eine bewusste theoretische Konzeption von „Natur“ und entspricht keineswegs dem, was vormalig Physik, Physis, genannt wurde (Bild 1: Aristoteles, Physis ist das Substantiv des Verbs *phýein*, wachsen, gedeihen). Daß alle Bewegung in der Natur sich müsse in mathematischen Gleichungen ausdrücken lassen, schließt Selbstbewegung (Spontaneität/Autarkie) eines Seienden von Beginn an aus

(biologisch/organismisches Sein ebenso wie menschliches Handeln im Sinne der Selbstfürsorge z.B.).

Aristoteles (384 – 342 v. Chr.)

„Von all dem, was man seiend nennt, ist das eine von Natur (phýsei) aus, das andere auf Grund anderer Ursachen. Von Natur aus sind: Tiere, Pflanzen...die Lebewesen ... Von diesen hat nämlich jedes in sich selbst, en eautó, einen Anfang von Veränderung und Bestand, die einen in Bezug auf den Ort, die anderen in Bezug auf Wachstum und Vergehen, wiederum andere auf Eigenschaftsveränderungen.“

Aristoteles, Physik II, 192 b

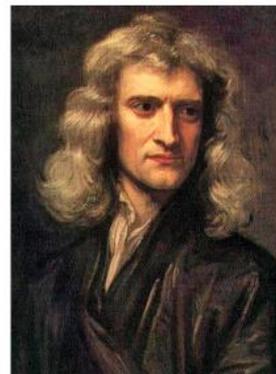


Newtons Definition des Körpers im 1. Axiom: „Jeder Körper (omne corpus) verharrt im Zustand der Ruhe oder der gleichförmig gerichteten Bewegung, es sei denn, von außen auf ihn einwirkende Kräfte hindern ihn daran, in diesem Zustand zu verbleiben.“ Aus dieser Definition fällt also alles Lebendige heraus. Wenn ich eine solche Physik zur Grundlage des Medizinstudiums nehme, betrachte ich also den lebendigen (der Selbstbewegung fähigen) Leib als toten Körper. Die Anatomie ist daher klassisch die Antwort auf die Frage: „Woraus etwas besteht?“ Es hat sich schon bei Kant und Goethe herumgesprochen, daß man zwar ein Ganzes zerlegen kann in seine Bestandteile, das Ganze (totum) nicht aber wieder zusammensetzen kann (weil man nur eine multitudo erhalten hat).

Isaac Newton (1643 – 1727)

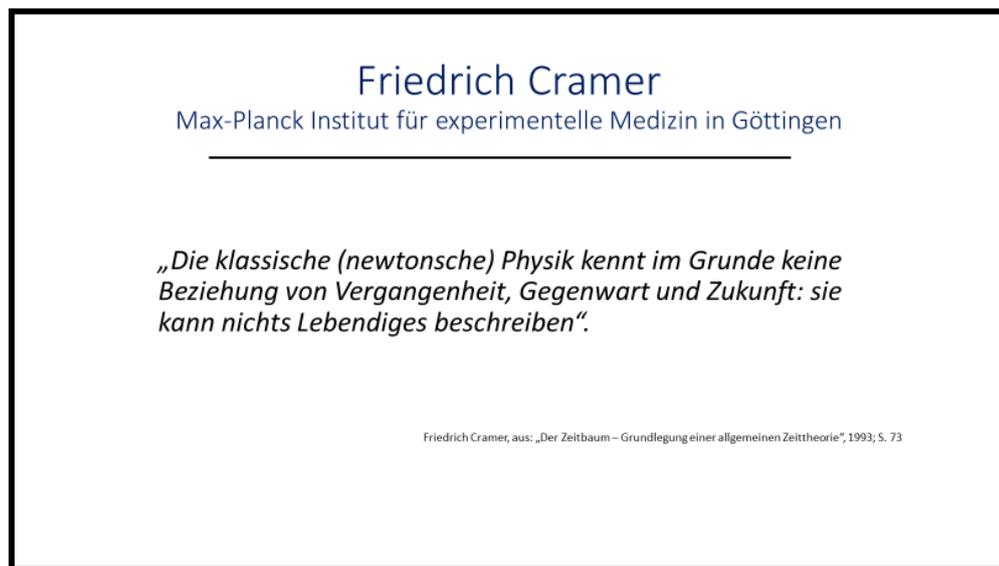
„Kein Körper ist in der Lage, den Zustand der Ruhe und der gleichförmigen Bewegung zu ändern, es sei denn, von außen auf ihn wirkende Kräfte hindern ihn daran, in diesem Zustand zu verbleiben.“

Philosophiae naturalis Principia mathematica, 1687 (erstes Axiom)



So treten ab dem 17. Jh. „Natur“ und „Geist“ (res extensa und res cogitans wie bei Descartes) auseinander. So fallen schon lebendige Organismen aus dieser Dichotomie hinaus (Tiere werden als mechanische Maschinen betrachtet). Die Philosophie Descartes' ist der große Ausdruck dieser Dichotomie und die bis heute geläufige Unterscheidung von Natur- und Geisteswissenschaften hat hier ihren Ursprung. Auch wenn der Sinn dieser Unterscheidung durch die weitere Entwicklung der Einzelwissenschaften längstens unterlaufen wurde, leitet dieses Alltagsverständnis weiterhin die öffentliche Debatte und führt zu fatalen Missverständnissen, worunter auch die Medizin, ja sie besonders, leidet.

Als zwei zentrale Beispiele dafür zeigte sich die große Debatte im 20. Jh. um den Begriff des *organischen Seins und den Begriff des Lebens* sowie die derzeit intensiv laufende Debatte um die *moderne Medientheorie*⁵. Die erste Debatte führte über den Physiker Erwin Schrödinger, die Biologen Ernst Mair, Jacques Monod, Maturana, Varela bis in die jüngste Diskussion, Nick Lane, Enrico Coen, Sean B. Carroll, Andreas Weber, Georg Töpfer, Olaf Breitbach etc. Es zeigte sich, dass selbstorganisierende und metabolisierende Systeme (Stoffwechselfaustausch) sich nicht hinreichend durch die physikalischen und chemischen Wissenschaftsdisziplinen erklären lassen. (Bild Friedrich Cramer).



Teleologische (teleonomische) Prozesse führten erneut zu grundsätzlichen Theorie-, Methoden- und Begriffsdebatten, die noch keineswegs abgeschlossen sind. Auch wenn organismisches Sein notwendig auf Physikalisches gründet und

⁵ Warum löste die moderne Medien- und Kommunikationstheorie eine "Revolution der Denkart" aus? [\[↓\]](#)

nur „aus Materiellem besteht“ (aitiai ex hou, so Aristoteles), so können diese Prinzipien der Physik doch keine *hinreichenden* Prinzipien für metabolisierende Systeme abgeben. Der notwendig mit seiner Umwelt lebende, ja nur *in ihm* und *aus ihm heraus* zu verstehende Organismus erklärt sich nicht *allein* aus seinen physikalischen Bestandteilen. Zudem hat jeder Organismus als lebendiger Organismus einen Lebens*verlauf*, einen ihn und nur ihn (im Gegensatz zum bloß physikalischen Körper) kennzeichnende *Individualität* und *Identität*. Nur Lebendiges, so zeigt sich, ist im strengen Sinne im Gegensatz zu rein Physischem identitäts*fähig*. Für alles Lebendige hat alles, was ihm in der Umwelt begegnet und kraft seiner Rezeptivität nur begegnen kann, eine *Bedeutung* innerhalb seines Lebensvollzuges. Biologisches Sein ist qua lebendiges also bereits *semiotisch* und also „medial“ verfasst.

Der *Natur*begriff enthält so eine derart fundamentale, kategoriale Differenz, dass sich schon die einfache dichotomische Gegenüberstellung von Natur- und Geisteswissenschaften nicht mehr halten lässt. Schon hier wird deutlich, dass der Mediziner es zwar wohl mit etwas zu tun hat, das nur „aus Physischem“ besteht, gleichwohl als lebendiger Organismus außerhalb seiner ihn konstituierenden Umwelt gar nicht zu verstehen ist. Grundbegriffe der Medizin wie Gesundheit/Krankheit sind schon rein formal außerhalb der individuellen Verlaufsgeschichte und Identität des lebendigen Organismus überhaupt nicht verständlich (ein Stein am Flußufer kann nicht gesund oder krank sein) ⁶.

Da derzeit eine abschließende und allgemein verbindliche Theorie des Lebendigen aussteht (Nick Lane, Enrico Coen, Carroll sind wichtige Namen in dieser Diskussion), ist zumindest ein Bewußtsein dieses Diskussionsstandes für den derzeitigen Begriff von Medizin und medizinischer Tätigkeit notwendig, will man sich nicht auf einen Forschungsstand zu Beginn des 19. Jhs. zurückbegeben. Und das „Physicum“, das in der Mitte des 19. Jhs zur Grundlage des Medizinstudiums gewählt wurde, ist die Physik vom Typus des Isaac Newton. (Mechanistisches Weltbild) Man lese einmal, was die modernen Physiker wie Robert Laughlin, Brian Greene heute über diesen Typus von Physik sagen. Sie schließen hier an Kant an ebenso wie die modernen Biologietheoretiker Maturana/Varela, Nick Lane, Enrico Coen etc., daher ein paar Kant-Zitate (1 und 2).

⁶ Wie soll man das verstehen, - "Human"-Medizin? [\[↓\]](#)

Immanuel Kant (1724-1804)

„In einer Uhr ist ein Teil das Werkzeug der Bewegung der anderen, aber nicht ein Rad die wirkende Ursache der Hervorbringung des anderen; ein Teil ist zwar um des anderen willen, aber nicht durch denselben da.“

„Ein organisiertes Wesen ist also nicht bloß Maschine, denn die hat lediglich bewegende Kraft, sondern es besitzt in sich bildende Kraft, und zwar eine solche, die es den Materien mitteilt, welche sie nicht haben (sie organisiert), also eine sich fortpflanzende bildende Kraft, welche durch das Bewegungsvermögen allein (den Mechanism) nicht erklärt werden kann.“

Man sagt also von der Natur und ihrem Vermögen in organisierten Produkten bei weitem zu wenig, wenn man dieses ein Analogon der Kunst (s.o. „Uhr“) nennt; denn da denkt man sich den Künstler (ein vernünftiges Wesen) außer ihr. Sie organisiert sich vielmehr selbst und in jeder Spezies ihrer organisierten Produkte, zwar nach einerlei Exemplar im ganzen, aber doch auch mit schicklichen Abweichungen, die die Selbsterhaltung nach den Umständen erfordert. Näher tritt man vielleicht dieser unerforschlichen Eigenschaft, wenn man sie ein Analogon des Lebens nennt.“

Kritik der Urteilskraft, 1790, §§ 64 ff.



Immanuel Kant (1724-1804) II

„Es ist nämlich ganz gewiß, daß wir die organisierten Wesen und deren innere Möglichkeit nach bloß mechanischen Prinzipien der Natur nicht einmal zureichend kennen lernen, viel weniger uns erklären können, und zwar so gewiß, daß man dreist sagen kann, es ist für uns Menschen ungerheimt, auch nur einen solchen Anschlag zu fassen, oder zu hoffen, daß noch etwa dereinst ein Newton aufstehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich machen werde.“

Kritik der Urteilskraft, 1790, §§ 75 ff.

War der präzise Begriff des Lebendigen unser erstes großes Beispiel für die Bedeutung der Forschungsergebnisse und Problemkonstellationen der sich in den letzten zwei Jh.en ausgliedernden sog. Einzelwissenschaften, so ist mit dem Problemfeld der sog. Medientheorie unser zweites großes Beispiel gegeben ⁷.

⁷ Warum löste die moderne Medien- und Kommunikationstheorie eine "Revolution der Denkart" aus? [↓](#)

War in der alten dichotomischen Zweiteilung von Natur- und Geisteswissenschaften „Geist“ einfach das ganz Andere von „Natur“, das „Ideelle“ im angeblichen Gegensatz zum Materiellen (psychologisch ausgedrückt: irgendwie mentale Prozesse, die man mitunter computational hoffte erklären zu können), so gerät der klassische *Geistbegriff* des 17./18. Jhs. durch die Entwicklung der modernen Medientheorien ebenso in Bedrängnis wie der vormalige mechanistische *Naturbegriff*.

Vorbereitet durch die Erkenntnis der Sprachphilosophie, dass alles Denken sich im Medium der Sprache, in zuletzt physischen Sprachzeichen ausdrücken müsse, ja Sprache eben mehr ist als bloßes Mittel zum Ausdruck des Gedankens, sondern *Ermöglichungsbedingung* für Sinn, erweitert die moderne Medientheorie diesen Ansatz über das Medium Sprache hinaus. Alle Medien (akustischer oder optischer Art) sind *intersubjektiv-historisch generiert* und konstituiert, nicht einfach „biologische Ausstattungsmerkmale“: Die *soziale Konstitution der geistigen Wirklichkeit* ist das große Thema der Sprachentstehungsforschung, der Entwicklungspsychologie und Kleinkindforschung (Ausbildung von „Ich“ und „Bewusstsein“ am Ende des zweiten Lebensjahres infolge sich entwickelnder kommunikativer Techniken), der neurobiologischen und paläoanthropologischen Forschung (gestische Zeichensysteme bereits beim homo erectus). In all diesen einzelwissenschaftlichen Problemfeldern, die ebenfalls in rasanter Entwicklung befindlich sind, findet sich die gleiche Pointe: *Alle geistige Tätigkeit eines Lebendigen ist sozial mittels Medien ermöglicht und jedes Medium hat ganz konkrete organismische Voraussetzungen, Konditionen und Sinnerschließungspotentiale (Akustik, Musik, Sprache, Optik, Gestik, Zeichensysteme etc.)*. Jedes Medium eröffnet eine eigene Sinnwelt und so ist alle geistige Tätigkeit unabdingbar an *physische und organismische* Voraussetzungen gebunden, aber nur *ermöglicht* durch *soziale, historisch generierte* Sinnwelten. Im Klartext: Man kann die Soziologie nicht auf die Biologie reduzieren^{8 9 10}. Sozial, also intersubjektiv konstituierte Fähigkeiten (Sprache, Bewußtheit, Ichlichkeit etc.) sind daher keine (biologischen) Ausstattungsmerkmale des Menschen. (Bilder von Friedemann Schrenk).

⁸ Wie sollen wir das verstehen: "Die Würde des Menschen"? [\[↓\]](#)

⁹ Was kann ich wissen? [\[↓\]](#)

¹⁰ "Das Wort 'wahr' wird in mannigfachem Sinne ausgesagt" [\[↓\]](#)

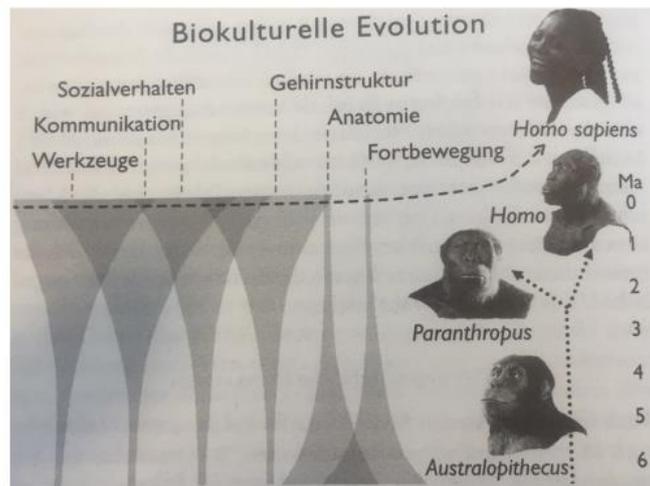
Friedemann Schrenk

Institut für Paläoanthropologie der Universität Frankfurt

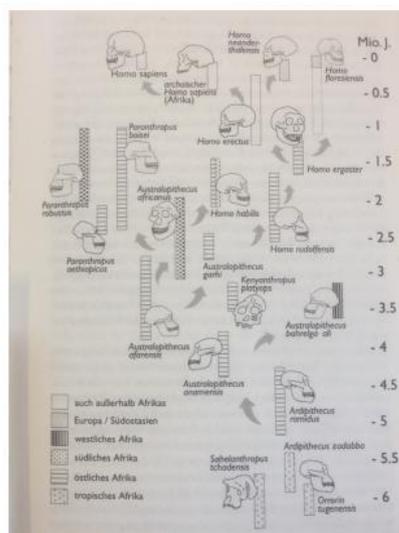
„Der Weg des *Homo sapiens* ist geprägt durch ein vielfältiges Beziehungsgeflecht vernetzter Faktoren. Die in den Jahrmillionen der Frühzeit des Menschen erfolgten Veränderungen unterlagen im Verlauf der biologischen und kulturellen Evolution verschiedenen, sich gegenseitig bedingenden und rückkoppelnden Faktoren. Daher ist eine scharfe Abgrenzung des Menschen gegenüber dem Tierreich genauso wenig möglich wie eine präzise Antwort auf die Frage, ab wann die Primaten als Menschen bezeichnet werden können.“

„Während (im Verlaufe von 7 Millionen Jahren) die Faktoren der biologischen Evolution langsam an Bedeutung abnehmen, steigt die Zahl der Entwicklungsschritte bei der kulturellen Evolution stetig an“

Friedemann Schrenk, „Die Frühzeit des Menschen“, 2003, 120-121; Abb. 19 und Abb. 20



Friedemann Schrenk, „Die Frühzeit des Menschen“, 2003, 120-121; Abb. 19



Friedemann Schrenk, „Die Frühzeit des Menschen“, 2003, 120-121; Abb. 20

Durch diese intersubjektive, immer historische Konstitution des Menschen durch den Menschen (so schon Aristoteles: *ánthropos ánthropon genná* – der Mensch erzeugt den Menschen nicht nur biologisch, sondern eben kulturell als Mensch im emphatischen Sinne) kann der Mensch nur als historisches, individuiertes Wesen begriffen werden, einmalig, experimentell nicht wiederholbar. Paradebeispiel ist der Spracherwerb zwischen dem 2. und 7. Lebensjahr (es zählt ja nicht einfach bloß die Hirnmasse, Anzahl der Neuronen, sondern die Verknüpfung des neuronalen Netzes, die sich in intersubjektiver Gemeinschaft vollzieht und erlernt wird).

Michael Hendrickson

Institut für Pathologie am Stanford University Medical Center

„Aristoteles, der erste uns bekannte Embryologe, prägte den Begriff der Epigenese. Bei seinen Beobachtungen, wie sich Hühner aus Eiern entwickeln, beeindruckte mich, daß eine bestimmte Form in jeder Generation aufs neue hervorgebracht wurde. ... Der Präformationismus war eine Antwort auf das Problem. Die erste Version des Präformationismus war der Homunkulus, der zusammengerollt im Ei (oder im Spermium) liegen sollte. Die entsprechende Version des 20. Jahrhunderts war Schrödingers genetisches Programm, der „Geist im Chromosom“ (Schrödinger spricht vom „aperiodischen Kristall“, gemeint ist das Genom, v. Vf.) . Die Systembiologie und die Entwicklungs-Systemtheorie kehren zur aristotelischen Vorstellung einer emergenten Form zurück, die von keinem Wundermolekül dirigiert wird (genzentristische Vorstellung, bis in die 80er Jahre des 20. Jhs, v. Vf). ... Somit waren also offenbar keine neuen Gesetze vonnöten, um Leben zu erklären, sondern eher die Rückkehr zu einer wohlbekannten Tradition, aber, und das ist natürlich entscheidende, mit gewaltig verbesserten Methoden. Wenn es neue Gesetze geben sollte, dann wären das solche, welche sich auf die Netzwerksteuerung bezögen.“

aus „Geist und Materie - Was ist Leben? Zur Aktualität von Erwin Schrödinger“, Suhrkamp 2008

Das bedeutet nun konkret für die medizinische Praxis: Der Mensch ist als physisches, lebendiges und sozial-kulturell geprägtes Wesen ein historisches, individuiertes Ganzes. Jede Therapie hat dies zu berücksichtigen, je nach Schwerpunktsetzung, je nach Krankheitsverlauf, je nach Krankheitsart. ***Alle drei grundsätzlich zu unterscheidenden Bereiche können aufeinander kausale Einwirkungen haben:*** Kulturelle Entwicklungen auf somatische Erscheinungen ebenso wie physische auf geistig-kulturelle Befindlichkeiten ^{11 12 13 14}.

¹¹ Zur Funktion von Kreativität von Arzt- und Patientenwohl [\[↓\]](#)

¹² Systematische Aspekte des Problems (menschlicher) "Wahr-Nehmung" [\[↓\]](#)

¹³ Potentialität. Noch-nicht – zuweilen – Nicht-mehr [\[↓\]](#)

¹⁴ "Was hat die Medientheorie mit dem Begriff von ‚Leben‘ und ‚Tod‘ zu tun?" [\[↓\]](#)

Es ergibt sich damit auch ein spezifisch medizinisches *Methodenproblem*: Wenn es sich so verhält, wie Aristoteles in Met. A sagt: „Nicht den Menschen im Allgemeinen heilt der Arzt, sondern den Kallias oder den Sokrates“, so ist ja der „Gegenstand“ der klinischen Tätigkeit der konkrete Mensch in seinen vielfältigen Aspekten als ein einmaliger irreversibler Prozeß zu verstehen (Newtons Physik kennt nur eine reversible Zeit). Schon im Bereich des Lebendigen gilt: Wegen des individuellen Lebensverlaufes hat der Arzt zu berücksichtigen, daß jede analytisch erarbeitete Diagnose (Subsumtionslogik) vom therapeutischen Vorgehen verlangen muß, dieses medizinische Vorgehen in der Therapie in den *konkreten Lebensvollzug* sinnvoll einzubetten. Das erfordert „Urteilkraft“ vom Arzt ¹⁵. (Zitat Kant 3)

Immanuel Kant (1724-1804) III

„Urteilkraft überhaupt ist das Vermögen, das Besondere als enthalten unter dem Allgemeinen zu denken. Ist das Allgemeine (die Regel, das Prinzip, das Gesetz) gegeben, so ist die Urteilkraft, welche das Besondere darunter subsumiert, bestimmend (v.Vf.: algorithmisch berechenbar). Ist aber nur das Besondere (v. Vf. der individuelle Lebensverlauf, der den Ursprung seiner individuellen Entwicklung in sich selbst hat) gegeben, wozu sie das Allgemeine finden soll, so ist die Urteilkraft bloß reflektierend.“

Kritik der Urteilkraft, 1790, Einleitung, Nr. IV

Dies gilt natürlich bereits für den Tiermediziner. Der Humanmediziner hat zudem die *sozial-kulturelle* Einbettung des Lebensvollzugs des Menschen zu berücksichtigen, mehr oder minder nach den verursachenden Krankheitsauslösern. Methodisch ist dies (im Gegensatz zur Subsumtionslogik) eine *"hermeneutische"* Angelegenheit. Insofern sind hier psychiatrische bis hin zu psychotherapeutischen Vorgehensweisen logisch zuinnerst "medizinische" Praxen.

Die eigentlich "medizinische" Tätigkeit, die therapeutische Praxis, umfaßt daher im Prinzip (natürlich immer mit Schwerpunktsetzung bzgl. der Krankheitsauslöser) den "ganzen" Menschen. Kein Teilbereich ist zuletzt außerhalb des organismischen Ganzen zureichend zu verstehen. Der

¹⁵ Urteilkraft und Rationalität [\[↓\]](#)

systematische Vorrang des humanen Ganzen gegenüber den zu unterscheidenden Aspekten menschlichen Seins ist unabdingbar. Keiner der wohlunterschiedenen Aspekte des anthropologisch Ganzen läßt sich auf die anderen reduzieren, einer der häufigsten Fehler ist eben die Nichtbeachtung des Systembegriffs (Vorrang des Ganzen gegenüber den das Ganze konstituierenden Systemmomente) zugunsten einer vermeintlichen Priorität eines der Teilbereiche.

Abschließend: In die medizinische Grundausbildung sollte also zumindest von Beginn an institutionell eine Ausbildungsveranstaltung angeboten werden, die Orientierung und Aufhellung des Ganzen der medizinischen Tätigkeit bei der zunehmenden Tendenz zur thematischen Ausdifferenzierung des Faches ermöglicht. Das Physicum ist durch ein Philosophicum deswegen zu ergänzen, weil das Fach Medizin von sich aus, quasi *hausintern*, auch philosophische Fragen generiert. In der medizinischen Praxis tauchen durch die unauflösliche Verknüpfung von physischen, biologischen und intersubjektiv-symbolischen Prozessen im humanen Sein philosophische Fragestellungen auf, die sich in der universitär-akademischen Disziplin Philosophie so nicht stellen. Das Philosophicum für Mediziner entspricht damit dem Kerngebiet der Medizin und der medizinischen Praxis selbst, nicht werden fachphilosophische Probleme nur von außen an die Medizin herangetragen.

[\[Inhaltsverzeichnis\]](#)

Zur ärztlichen Tätigkeit

Zur Funktion von Kreativität von Arzt- und Patientenwohl

im Ausgang mit Platon und Kant



Platon fragt sich im Spätdialog "Sophistes": "Was ist ein Sophist?" Kurz gefaßt: Der Sophist ist jemand, der sagt (légetai: tò mè òn òn estí: Das Nichtseiende ist seiend“, so Schleiermacher, oder: „was nicht seiend ist, ist seiend“: anders gesagt: „es ist so, daß zwei und zwei nicht drei ist“). (Dieser Spätdialog ist ein Schrecken für alle Altphilologen, praktisch unübersetzbar, weil es hier um logisch hochsubtile Unterscheidungen geht, das Altgriechische ermöglicht Wendungen, die man im Deutschen nicht direkt wiedergeben kann.) Was tut der Sophist? Er sagt, was nicht-seiend ist, sei seiend, - er sagt also die Unwahrheit (on ist eine Partizipialkonstruktion). Um den Philosophen, der die Wahrheit sagt, vom Sophisten zu unterscheiden, muß Platon also die Möglichkeit der Unwahrheit und der Lüge erklären. Er muß also zeigen, daß das falsche Urteil nicht einfach Nichts behauptet, sondern in gewisser Weise doch etwas (ganz gegen Parmenides). Das falsche Urteil ist also kein sinnloser Satz (wie z.B. "Nachts ist es bunter als Draußen"), sondern ein sinnvoller Satz. 500 Jahre später kommentiert Plotin diesen Dialog und gibt dem Dialog den Namen "Der zweite Demiurg". (Die heutigen Dialognamen entstammen sehr viel späterer Zeit.) Plotin erkennt also die wesentliche Bedeutung der Möglichkeit der Negation: Der Sophist erfindet etwas, er kreiert etwas.

Diese creatio ist aber keine creatio e(x) nihilo, sondern eine creatio unter den Bedingungen des Ist-Zustandes, des Jetzt, der Gegenwart. Eine sinnvolle Negation eines Bestehenden, das die sinnvolle Negation erst ermöglicht. (Gotthard Günther: Der logische Raum der Negation ist unendlich mächtiger als der der Position.) Der Raum der Möglichkeit, mittels der Negation unendlich anderes zu behaupten, wird eröffnet durch das, was jeweils jetzt ist. Aristoteles verschärft den platonischen Gedanken dahingehend, daß die Energeia (das je tätige im-Werke-sein) sachlich der Dynamis, der Möglichkeit (dem Raum der Möglichkeit) vorausgeht. Es handelt sich also um eine creatio, die von etwas ausgeht, dem, was jetzt wirklich ist. (Eine Schöpfung aus Nichts, eine creatio e(x) nihilo, kennen nur die monotheistischen, semitischen Götter - der Gedanke ist den Altgriechen gänzlich fremd.) Wir Menschen jedenfalls, kreieren ebenfalls nur

unter gegebenen historischen Bedingungen, wobei jede creatio wiederum den Raum der Möglichkeiten weiter eröffnet wie auch begrenzt. Das frühgriechische Wort für Mensch (später anthropos) ist übrigens thanatos (der Sterbliche) – im Gegensatz zu den altgriechischen Göttern, den Unsterblichen, die aber auch keine creatio e(x) nihilo kennen. Auch wir alle, wir Menschen, sind zweite Demiurgen.

Ich halte fest: Alle Kreation beginnt in einem historischen Stand, aus einer historischen Situation heraus, die einen unendlichen Raum der Möglichkeit eröffnet, in den hinein etwas kreiert werden kann. Jede Kreation baut auf auf dem, was ist (Stand der Geschichte, der Evolution) und ist dadurch eingegrenzt. Zugleich eröffnet jeder Stand der Geschichte und der Evolution einen prinzipiell unendlichen, *neuen* Raum der Möglichkeit (oder weiteren Entwicklung). *Irreversibilität* der Zeit.

Werfen wir einen Blick auf Kant. Seine dritte Kritik heißt "Kritik der Urteilskraft", ein Thema also, dessen der behandelnde Arzt so dringend bedarf. Kant unterscheidet hier die Urteilskraft in die *bestimmende* und die *reflektierende* Urteilskraft. In der bestimmenden Urteilskraft wird ein bestimmter Fall einer *gegebenen* Regel untergeordnet (die logische Form der *Subsumtion*, die vor allem Juristen zu befolgen haben: Dies ist ein Fall von heimtückischem Mord; Mord wird laut Strafgesetzbuch bestraft mit ...), und die *reflektierende* Urteilskraft: Zu einem gegebenem Fall ist eine Regel allererst aufzu*suchen*. Das letztere setzt einiges voraus (Einbildungskraft, Erfindungskraft, Kreativität, Geschmack, Erfahrung etc., das ist im Wesentlichen eine künstlerische Tätigkeit). Im ersten Fall wird das gegebene Einzelne unter ein bekanntes Allgemeines subsumiert, im zweiten Fall wird zu einem gegebenem Einzelnen ein Allgemeines für dieses Einzelne gesucht, das dann doch ein *individuell Allgemeines* bleibt (so wie im großen Kunstwerk ein Allgemeines – z.B. die Schönheit oder die Gerechtigkeit etc. – veranschaulicht wird, also ein *historisch* Allgemeines).

Der handelnde Arzt bedarf offensichtlich *notwendig* sowohl der bestimmenden wie auch der reflektierenden Urteilskraft. Auf der einen Seite wird er einen gegebenen Fall einer bestimmten Regel unterordnen (Diagnostik im weiten Sinne), auf der anderen Seite muß er – da er es ja immer mit einem hochindividuellen Organismus zu tun hat, historisch einmalig und in einmaliger Komplexität – eine Therapie wählen, die er sinnvoll in den *individuellen* Lebensverlauf einbettet.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

erwarten Sie von einem Philosophen keine kreative Handlungsanweisungen für Mediziner, die sich um das Patientenwohl kümmern sollen (unter den jeweils historischen Bedingungen seines Handelns). Aber ein wenig über die Struktur und Funktion von Kreativität geben die beiden genannten Klassiker der Philosophie schon kund. Sie werden gleich sehen, wie eng auch die modernen Wissenschaften (Physik, Chemie, Biologie, Soziologie, Psychologie etc.) – sei es mehr oder weniger bewußt – an solch elementaren und grundsätzlichen Überlegungen dieser Denker anknüpfen. (Für Interessierte lege ich eine entsprechende Literaturliste aus den modernen Wissenschaften bei, die leicht zugänglich ist.)

Sowohl die evidence based medicine wie randomisierte Studien suchen ihrer Logik und Zielsetzung nach Regeln für die *bestimmende* Urteilskraft des Mediziners (vergleichbar einem Gesetzbuch für die Juristen), wohingegen das ärztliche Handeln sich immer auch einem individuellen, historisch, biographisch, sozial einmaligen, nicht reproduzierbaren Patienten gegenüber sieht und in seinem beruflichen Ethos zu dessen Wohl beizutragen hat (also weder einer Volksgesundheit, noch dem Wirtschaftsministerium oder seinem eigenen Geldbeutel etc., obgleich er das alles mit im Blick zu halten hat, dazu später mehr). Auch wenn sicher viele medizinische Behandlungen einfache Regelbefolgungen darstellen (und insofern relativ unproblematisch sind), ist die Verpflichtung gegenüber dem Patientenwohl besonders dann wichtig, wenn es um gravierende Erkrankungen geht, die nicht sicher einzuschätzen sind, und die für den Patienten eine gravierende Bedeutung für seinen Lebensverlauf haben. Der behandelnde Arzt stützt sich hier im ärztlichen Handeln – ganz wie Kant sagt – auf seine Kenntnisse, seine Erfahrungen, die ihm die *bestimmende* Urteilskraft zur Hand gibt, wie auch auf seine Einbildungskraft, Erfindungskraft, seine Phantasie im Spielraum der medizinischen Möglichkeiten, um zum Wohl des Patienten beizutragen.

Das ärztliche Handeln befindet sich in einer eigentümlichen Lage zwischen regelgeleiteter Subsumtion und einer künstlerischen Tätigkeit. Deswegen versteht ihn der Patient ja auch als "Wissenschaftler", der viele regelgeleitete Kenntnisse hat, auf die sich der studierte Mediziner stützen kann, zugleich aber erhofft sich der Patient (ein individueller Organismus mit einem begrenzten *einmaligen*, nicht *reproduzierbaren* Lebensverlauf) auch, daß sich der Arzt auf die ärztliche "Kunst" versteht, ihm in der *Spezifik* seines individuellen Einzelschicksals helfen zu können.

Die ärztliche Urteilskraft, die sein Handeln leitet, ist also *notwendig* gedoppelter Natur: Er stützt sich auf die einzelwissenschaftlichen Kenntnisse und

den Stand der Wissenschaften und hat es doch *zugleich* mit einem einmaligen Organismus mit einem hochindividuellen Lebensverlauf zu tun, wie es alles Lebendige – vom Einzeller bis hin zum komplexen Organismus – kennzeichnet, das sich gerade darin von einem toten Körper der newtonschen mechanischen Physik unterscheidet, der sich *nicht* als sich-selbst-organisierendes System im Stoffwechsel mit der Umwelt stehend verstehen läßt. Auf dieses einmalige, unwiederholbare "Wohl" verpflichtet das ärztliche Ethos das Handeln des Arztes. (Dies betont Michael Schmidt zurecht immer wieder.)

Ich habe daher in unseren Veranstaltungen immer wieder betont, wie wichtig es für den Mediziner ist, einen *strengen Begriff* des *Lebendigen* zu haben, nachdem er erst einmal ein "Physicum" absolviert hat. Die sprachlich konträr erscheinenden Begriffe „Wohl“ und „Unwohl“ (gesund/krank) muß man rückbeziehen auf den gradativen Lebensverlauf, der immer ein Mehr und Minder von Wohl/Unwohl impliziert. „Leben“ bedeutet immer (vom Einzeller bis hin zu komplexeren Lebewesen) einen dynamischen Verlauf von „Wohl“ und „Unwohl“, ich ersetze und ergänze diese Begriffe einmal durch die platonischen Begriffe von „Fülle“ und „Mangel“. Jeder Organismus bedarf bestimmter Stoffe (Stoffwechsel), um zu überleben. Er ist also durch ein elementares Streben gekennzeichnet, einen Mangel zu beheben, den es zu stillen gilt – gehen Sie einmal an einem Rudel hungriger oder gesättigter Löwen vorbei, da werden Sie sehen, daß der „Reiz“, der Haufen Proteine den Sie darstellen, auf die Löwen je nach deren augenblicklichem Zustand eine unterschiedliche Bedeutung hat. Der „Reiz“ löst also keine *mechanische* Reaktion aus, sondern hat eine unterschiedliche Bedeutung vor dem Hintergrund des aktuellen Lebensverlaufs: Ein Körper, Physisches, ist also dann „lebendig“ (ein Biologisches), wenn anderes *für* es eine *Bedeutung* auf dem Hintergrund seines Lebensvollzuges hat, welche Bedeutung ihm durch Zeichen vermittelt wird (alles Lebendige ist also semiotisch konstruiert). Der Begriff des Dynamischen ist daher ohne die konstitutive Verwobenheit von Mangel und Fülle nicht denkbar. Und diese Verwobenheit befindet sich je und je in einem unterschiedlichen Zustand, Leben ist also ein „homöostatisches“ Sein, zwischen Mangel und Fülle in einem je aktuellen Übergangszustand, grundsätzlich zu verstehen als ein vorwärtsstrebendes „Zwischen“. Diese innere Dynamik eines Lebendigen fehlt dem bloß (newtonisch gedachten) toten physischen Körper, einem Stein z.B.. Die Zeit des Lebendigen ist irreversibel.

Diese Ablösung der Biologie von einer Physik im Sinne Newtons, die sich vor allem in der zweiten Hälfte des letzten Jhs. vollzog, hat ihre Entsprechung in der modernen Quantenphysik und Kosmophysik gefunden: Auch hier wird mittlerweile die kosmophysikalische Entwicklung als ein *einmaliger, irreversibler Verlauf* betrachtet, natürlich auch die Evolutionstheorie in der Nachfolge Darwins

(der in Deutschland immer noch viel zu wenig studiert wird). Das führt zu einem grundsätzlich geänderten Zeitbegriff auch der modernen Physik (s. ausführlich Friedrich Cramer, „Der „Zeitbaum“, Cramer war von 1962 bis 1991 Dir. im Max-Planck-Institut für Experimentelle Medizin in Göttingen, für die moderne theoretische Physik s. Robert Laughlin, „Abschied von der Weltformel“, 2007, Nobelpreisträger für Physik, Stanford, USA).

Betrachten wir nun Arzt- und Patientenwohl nicht einfach als irgendwie zu bestimmende Begriffe, sondern im therapeutischen Geschehen als eine unauflösliche Handlungs*einheit* zweier Subjekte (Menschen sind lebendige Organismen zur Erinnerung), so befinden sich beide ebenfalls in einem dynamischen Geschehen. Und wie eben ganz allgemein gesagt: Dieses Geschehen hatte eine Vorgeschichte (Vergangenheit), die den Raum des Möglichen (der Zukunft) ebenso begrenzt und absteckt, wie auch in seiner Einmaligkeit eröffnet.

Wie in der Evolutionsgeschichte ist jeder *aktuelle* Zustand *Ergebnis* des Bisherigen, worauf *aufbauend* sich Leben in den Raum des Möglichen entwickelt, wie Platons 2. Demiurg. „Raum des Möglichen“: Um sich eine Größenordnung davon zu machen, rechnet Enrico Coen (Biologe und Statistiker in Cambridge) einmal vor: Die Anzahl der Atome in der sichtbaren Welt beträgt ca. 10 hoch 71, die Kombinationsmöglichkeit zwischen den Genen der DNA, Proteinen und Aminosäuren beträgt statistisch 10 hoch 391, dies in einer jeden Zelle des Körpers. Dabei ist nicht miteingerechnet die zufälligen „externen“ Einflüsse auf die Entwicklung von Lebendigem (Klimaänderungen z.B. im Kambrium, Asteroideneinschläge am Ende der Kreidezeit, die zum Aussterben der Dinosaurier führten etc.).

Zugleich sind die *kulturellen* Entwürfe – analog zum biologischen Geschehen – *einengend* (BGB), zugleich aber auch Räume der Möglichkeit *eröffnend*. Und zwar übersteigt der „Raum der Möglichkeit“ der kulturellen Evolution den „Raum der Möglichkeit“ der biologischen Evolution in einem unvorstellbaren Ausmaß. (Die Spezifik anthropologischen zum biologischen Sein ist ein eigenes Thema.)

Das Hineinstoßen in einen solchen Raum der Möglichkeit können wir als *kreativen Akt* begreifen. Sie sehen, ich betrachte hier „Kreativität“ nicht als psychische Begabung oder dergleichen, sondern rein formal als das „Hineinstoßen in einen Raum der Möglichkeit“, der zwar durch die bisherige Entwicklung eines Organismus begrenzt (aus Vögeln können keine Löwen werden, obgleich es evolutionär einen letzten gemeinsamen Vorfahren beider gegeben hat) zugleich aber auch eröffnet wird, das gleiche gilt für *kulturelle Entwicklungen* auf ungeheuer verkürzter Zeit.

Das bedeutet nun: die Vorgeschichte der Gegenwart läßt sich zwar historisch rekonstruieren, aber sie hat notwendig kontingenten Charakter; nie kann ich zeigen, daß die Entwicklung der Vorgeschichte eines Ist-Standes nicht hätte *anders* verlaufen können. Und nie kann ich zeigen, daß der Vorstoß in die Unendlichkeit des Raums der Möglichkeiten (im Kulturellen z.B. Organisation menschlichen Zusammenlebens, Wirtschaftens etc.) zwingend dieser und nicht ein anderer sein wird. Zeit ist immer irreversibel.

Der Raum der Möglichkeit ist so unendlich, eingegrenzt durch die bisherige Entwicklung, dennoch aber unbestimmt. Das „tätige im-Werke-sein“ der Gegenwart (*enérgeia*) geht also dem Raum der Möglichkeit (*dýnamis*) in der Sache voran. (Historisch sei vermerkt, daß der erste, der diesen Gedanken erfaßte, Aristoteles war: *enérgeia próteron th dynámei*.) Es bedeutet aber auch: Echte Kreation geht nicht nur notwendigerweise davon aus, was ist (der Stand der Dinge ist), sondern setzt auch voraus, daß man diesen Stand überhaupt *kennt*. Echte, neuen Möglichkeitsraum erschließende Kreation setzt Kenntnis des Ist-Bestandes voraus (gilt auch in der Kunst und Musik z.B.).

Damit – endlich, so scheint es – komme ich direkt zum Thema des Vortrags: Die Verknüpfung von Kreativität und dem Arzt- und Patientenwohl. Das Verhältnis Arzt/Patient ist selbst kulturell geworden, zuerst ausdrücklich reflektiert und ausdifferenziert vor allem bei Hippokrates. Heute ist das Verhältnis ungeheuer sozialrechtlich geregelt und in institutionelle Formen gegossen (was sich jederzeit auch wieder ändern oder weiterentwickeln läßt: Denken Sie an die Forderung der SPD nach einer Bürgerversicherung und Abschaffung der PKVs).

Auch das Arzt-Patientenverhältnis ist durch die innere Dynamik des homöostatischen Lebensverlaufs von Arzt und Patient (Wohl und Unwohl) bestimmt. Dieses kulturelle Verhältnis unterliegt *als* kulturelles Verhältnis zwischen Menschen vielfachen gewollten und ungewollten Bedingungen und Gestaltungen. Es ist *historisch* geworden. Die Geschichte der Medizin mag sich zur Aufgabe stellen, dieses Verhältnis zu rekonstruieren. Aus einer solchen Rekonstruktion läßt sich jedoch niemals die Zukunft dieses Verhältnisses ableiten. Auch hier bleibt der „Raum der Möglichkeit“ der weiteren Gestaltung unendlich.

Da ich von der „Funktion“ von Kreativität von Arzt- und Patientenwohl spreche, ergibt sich auch, daß diese Kreativität das faktische Zusammenleben von Arzt und Patient betrifft. Das immer historisch gewordene Arzt- und Patientenwohl ist seinerseits immer dynamisch getrieben von dem Verhältnis von Mangel und Fülle (Unwohl/Wohl) und muß sich daher auch fortwährend ändern, wenn es – wie alles Biologische auch – überleben will.

Die Funktion von Kreativität und von Arzt- und Patientenwohl ist es daher, in den Raum der Möglichkeit der Verbesserung dieses Verhältnisses vorzustoßen – genauer gesagt: vorstoßen zu müssen. Ursache, Initial dieser kreativen Kraft aber ist das Leid (Mangel).

Ein Seitenblick auf den Zusammenhang von Mangel und Freiheit sei erwähnt: Mangel ist zum Beispiel ein Gipsbein nach einem Beinbruch, es wird als Einschränkung der Bewegungsfreiheit empfunden. Ganz grundsätzlich wird man *jeden* Mangel als **Einschränkung von Freiheit** empfinden. Freiheit ist so gefaßt das kreative Vermögen, in den Freiheitsraum der Möglichkeit vorzudringen. Krankheit kann man so als Freiheits**verlust** fassen, der jedoch auch zugleich einen neuen Raum der Möglichkeit eröffnet. Tod hingegen bedeutet somit Verlust aller Möglichkeit. Der Säugling, biologisch schon sehr entwickelt und bestimmt, wird vor allem ab Ende des zweiten Lebensjahres mit der Sprachentwicklung (u.a.) **kulturell** in eine unendliche Möglichkeitswelt von Kultur eingeführt.

Eine **kulturelle Entwicklung** war zweifellos auch das sog. „Ärztliche Ethos“ (heute in zahlreichen Eiden, Gelöbnisse und Codices gefaßt). Die Verpflichtung zum Patientenwohl (also das ärztliche Initial seiner Handlungen und zugleich sein Ziel) betrifft genauer sein ärztliches Handeln. Ich operiere hier mit dem **Begriff des Prinzips**. Alles konkrete Handeln folgt bestimmten, historischen Regeln, die im Laufe des Fortschritts der Wissenschaft immer wieder überholt werden müssen (Operationstechniken z.B.). Das oberste **Prinzip** ärztlichen Handelns kann **nicht** etwas sein, aus welchem ich konkrete Regeln sollte ableiten können (es ist quasi eine Metaregel). Wir können das näherhin bestimmen: Gegen das Prinzip darf nicht verstoßen werden, ohne gegen das ärztliche Ethos zu verstoßen. Insofern gilt dieses Prinzip – **wenn** wir es denn akzeptieren in der Gemeinschaft der Ärzte – „unbedingt“ und universal. (Es ist ganz parallel zu Kants kategorischem Imperativ ein Kriterium zur Beurteilung der immer historischen Regeln, ob sie dem ärztlichen Ethos widerstreiten.)

Über das **Verhältnis** dieses Prinzips (des ärztlichen Ethos) zu den konkreten angemessenen Handlungsregeln und den vorfindlichen und politisch gewollten **Bedingungen** des Medizinbetriebs gibt es einen regen Briefwechsel zwischen uns dreien, Thomas, Michael und mir. (Das ist etwas für die Diskussion.) Angesichts der mannigfachen **Bedingungen** (ökonomischer, rechtlicher, institutioneller, sozialer Art etc.) des ärztlichen Handelns, in die alles ärztliche Handeln immer eingebunden ist, ist dieses **Verhältnis** zwischen **Prinzip** und **Bedingungen** ärztlichen Handelns **genauer** zu bestimmen. Es kann **konfliktuös** sein (dann muß man darüber debattieren), muß es aber nicht, es kann sogar **konträr** (direkt widersprechend) sein, was dem Arzt dann eigentlich verbietet, „ärztlich zu handeln“ (sofern er sich an das Prinzip des Patientenwohls

hält), er kann dann nur eine medizinische Behandlung anbieten und verkaufen. Eine medizinische Behandlung kann man (vor allem in den USA natürlich) kaufen (ganz außerhalb allen ärztlichen Ethos - der Mediziner handelt dann analog zum Schraubenhändler, nicht als Arzt im emphatischen Sinne).

Nun, der Patient kommt mit einem Mangel zum Arzt und erwartet sich Hilfe. Sein Ziel ist die Restituierung oder die Erhaltung seines Wohls. Das Prinzip seines Handelns (Ursprung, Initial und Telos) ist genau dasjenige, was das ärztliche Ethos als Prinzip des ärztlichen Handelns einfordert. Insofern haben wir es mit einer *Handlungsgemeinschaft* zu tun. Ohne diese Handlungsgemeinschaft wäre das Verhältnis ein bloßer Handelsvorgang (Geld gegen Ware).

Wie Michael Schmidt zurecht sagt, ist der Begriff „Patientenwohl“ in concreto sehr zwiespältig oder unbestimmt. Auch der Patient selbst ist sich häufig nicht darüber im Klaren (nicht zuletzt wegen mangelnder Kenntnisse), worin dieses denn genau besteht. Auch der Arzt wird dies mit dem Patienten beraten müssen. Dazu dient das ärztliche Gespräch (worüber wir schon gesprochen haben, als eigentlichem Zentrum der *human*medizinischen Tätigkeit). Denn das zu erstrebende und möglichst zu erreichende Wohl des Patienten kann auch nur Ergebnis der *Handlungsgemeinschaft* sein. Der Schritt in den Raum der Möglichkeit, den beide in der Therapie tun, ist ebenfalls ein gemeinsam zu verantwortender, weil geleisteter. Das Ethos (Prinzip) des Ärztlichen Handelns richtet dieses grundsätzlich auf diese Gemeinschaft in der Zielsetzung mit dem Patienten aus. Was diese Gemeinschaft eigentlich bedeutet, wird deutlicher, wenn man sich die medizinische Tätigkeit *außerhalb* dieses Ethos vorstellt. Beide, Arzt und Patient, verfolgen dann Interessen durchaus unterschiedlicher Natur (s.o.: Geld gegen Ware). Hier sucht jeder für sich einen eigenen Weg zur Erreichung seines je *individuellen* Interesses.

Die Funktion von Kreativität im Arzt-Patientenverhältnis ist daher die *Kunst*, aus diesem Verhältnis gemeinschaftlich kreative Entwürfe in den Raum der Möglichkeit zu entfalten. Kreativität ist so nicht eine psychische Leistung des einzelnen Subjekts, sondern im ärztlichen Handeln erwächst dieser Schritt aus der Handlungsgemeinschaft (wie im Idealfall eines musikalischen Duos).

Ich sagte oben, daß das ärztliche Ethos (ausformuliert in Codices, Eiden etc.) je historisch geworden ist. Man *muß* sich ihm nicht zwingend unterordnen, wenn man medizinisch tätig sein will. Das heißt aber noch lange nicht, daß die Haltung, die hier angesprochen wird, nicht *doch* eine anthropologische Konstante darstellt (lange bevor es irgendwelche Codices oder ärztliche Eide gab). Die anthropologische Konstante ist eine *Möglichkeit zu handeln*. Wenn wir das wollen (als ärztliche Berufsgruppe oder auch als Normalbürger einer Gesellschaft,

die immer krank werden können), dann müssen wir auch politisch, institutionell (ein Beispiel folgt zum Abschluß) und ökonomisch kompatible Bedingungen schaffen, die dem ärztlichen Ethos zumindest nicht widerstreiten. Auch das kann nur eine gemeinschaftliche Aufgabe sein.

Nun ein pragmatisches Abschlußbeispiel: Kann man eigentlich eine Universitätsklinik privat „kaufen“? Man kann, wie das Beispiel des UKGM zeigt. Die Folgen sind absehbar, wenn ein auf Profitmaximierung ausgerichtetes Wirtschaftsunternehmen eine Klinik kauft. Kennen Sie das SGB V? Kennen Sie das Krankenhausfinanzierungsgesetz § 7? („Bei der Verteilung der Mittel und der Fortschreibung der Pläne sind die Bundesländer gesetzlich verpflichtet, eine Einigung mit den Landeskrankenhausesellschaften und den Krankenversicherungen zu suchen. Die Ärzte- und Pflegeverbände und Kassenärztlichen Vereinigungen werden bei diesen Planungen nicht gefragt.“ Das gehört zur Kenntnisnahme des Ist-Standes der Krankenhauszulassungsgesetze, der zweifellos zumindest verbesserungswürdig ist.) Von der „bedarfsgerechten und wirtschaftlichen Versorgung der Bevölkerung“ finden Sie viel, vom Patientenwohl nichts. Der Arzt versorgt aber keine Bevölkerung, sondern hat einen einzelnen, individuellen Patienten zu versorgen. Hier gibt es also eine institutionelle, politisch installierte Konfliktsituation, die zu lösen letztlich auf den einzelnen Arzt abgewälzt wird. Stattdessen müßte sie aber in die gesetzliche *Konstruktion der Institution* aufgenommen werden.

(Mögliche Konsequenz: Wer also im Klinikbetrieb arbeiten will, sollte mindestens auch ein Semester Institutionentheorie und Verwaltungsrecht studieren, wer eine private Praxis eröffnen will, sollte mindestens auch ein Semester Betriebswirtschaftslehre absolvieren.)

[\[Inhaltsverzeichnis\]](#)

Zur Urteilkraft des Arztes



Ich knüpfe an die bisherigen Diskussionen an.

Ein Junge, Willi, kommt zum Arzt mit starken Schmerzen im rechten Unterbauch. Den ersten Verdacht des Arztes auf Blinddarmentzündung wird der Arzt dann mit zusätzlichen Indizien (Anzeichen, Merkmalen) zu validieren suchen. Er wird ggfs. eine Diagnose stellen und dann eine Therapie vorschlagen. Was passiert bei diesem alltäglichen und routinierten Vorgang eigentlich genau?

Willi begegnet dem Arzt als konkrete Person, mit unendlichen vielen Merkmalen, die dem Arzt weder bekannt sind noch großartig interessieren. Willi erwartet ja auch gar nicht, daß der Arzt alles Mögliche von ihm weiß, er geht ja zum Arzt, insofern dieser eben Arzt ist, von allem anderen (was der Arzt auch sonst noch ist), abstrahiert Willi, und genau das tut der Arzt ebenfalls. Er konzentriert sich auf die Krankheitsphänomene, die ihm Willi präsentiert, um aus ihnen eine Diagnose stellen zu können. Am Beginn der Begegnung stehen also zwei ganz unbemerkte Abstraktionsleistungen, beide, Patient und Arzt, achten nur auf ein besonderes Merkmal des jeweils Anderen, das für sie von besonderer Bedeutung ist (Willi möchte seine Schmerzen los sein, der Arzt möchte ihm dabei helfen). Ohne es zu bemerken, eben weil das so alltäglich ist, sondern beide ein Prädikat (Merkmal, Eigenschaft, Attribut, Krankheit anzeigendes Phänomen etc.) vom jeweils anderen ab und blenden all die anderen Merkmale aus. Sie heben jeweils das sie interessierende Merkmal hervor aus dem Kontext der Mannigfaltigkeit der unendlichen Vielfalt all dessen, was der andere sonst noch so an Bestimmungen hat. Beide, Willi und Arzt, begegnen sich zunächst als Personen; jeder weiß, daß der andere eine lebendige Totalität (Unendlichkeit, nicht bloße Summe, denn beide haben ja eine individuelle Geschichte und einen unabsehbaren Lebensverlauf) an Bestimmungen/Prädikaten aufweist; doch das Interesse gilt einem bestimmten Prädikat (Krankheit anzeigendes Phänomen). Aus seiner Erfahrung mit anderen Fällen, dem Vergleich, der Hervorhebung und Isolation des Merkmals wird dieses unter ein allgemeines Prädikat gestellt (Blinddarmentzündung), sub-sumiert. Natürlich muß dasjenige, unter was etwas subsumiert wird, seinerseits vorher bekannt sein. So sage ich z.B.: „Rot ist eine Farbe.“ Im einfachen Urteil wird hier also eine subordinatio von „Rot“ unter „Farbe“ vorgenommen, so wird ein Reich der Prädikate geschaffen. Ich kann auch die verschiedenen Prädikate nicht nur sub-sumieren, sondern auch co-ordinieren (bleiben wir im Beispiel der Farbe, so können wir die unterschiedlichen Farben nebeneinander stellen). Allen Prädikaten geht notwendig eine

Abstraktionsleistung voraus, Aufmerksamkeit auf eine Bestimmung von etwas lenken ist schon ein Absehen von So sammeln wir alle möglichen Prädikate von vielen Menschen („...interessiert an schnellen Autos“, „hat in welchen Websites wiederholt was angeklickt“), um dieses Wissen für finanzielle Interessen zu nutzen. Prädikate sind also dasjenige, was wir heute „Daten“ nennen. Ich kann sie zusammenstellen, syntaktisch, statistisch oder strukturell (die häufigsten Typen der Mustererkennung) etc. Daten, mit denen ich rechnen kann, müssen logisch eindeutig sein (wie die Zahlen der Mathematik).

Nun, ich kehre nochmals zurück an den Anfang der kleinen Geschichte mit Willi und dem Arzt und beziehe sie nun auf jeden hier im Raum: Wenn Sie jemandem begegnen, sagen wir einmal einem potentiellen Lebenspartner, begegnen Sie ihm ganz sicher als einer Identität (diese Person, sie identifizieren ihn). Und ganz sicher wissen Sie, daß Sie nicht nur nicht alles (alle data) über diese Person wissen, sondern auch gar nicht wissen können (er wird ja gerade als Inbegriff einer unendlichen Totalität an Bestimmungsstücken gedacht, als totum, nicht bloß als multitudo von Prädikaten). Ja, Sie können noch so viele Bestimmungsstücke (Prädikate, data) über diese Person zusammenstellen oder diese Person in noch so viele Bestimmungsstücke zerlegen, nie werden Sie das Ganze (totum) erreichen, weil sowohl die synthesis der Prädikate wie die analysis der Prädikate sich immer in Zeit vollziehen. Diese Person, als Ganzes, totum, ist Idee. Sie begegnet auch nicht sinnlich, zudem ist sie immer in Änderung befindlich, lebendig.

Nun, wen heilt eigentlich der Arzt? Offensichtlich, den Willi, die Person, denn nur ein Ganzes kann krank sein (nicht der Blinddarm, den kann ich entfernen – ein technischer Vorgang - , weil er entzündet schädlich für das Ganze ist). Krankheit und Gesundheit setzen jemanden voraus, der krank oder gesund ist, - rein formal also eine Identität, biologisch eine lebendige Identität mit einem hochindividuellen Lebensverlauf, der historisch, einmalig, nicht wiederholbar, nicht experimentell beliebig wiederholbar ist. Das ist genau des Aristoteles Einwand gegen über der platonischen Ideenlehre (Prädikatenlehre): Zuletzt wird alles von einem *tóde ti* ausgesagt, einem individuellen Einzelnen, das nicht seinerseits Prädikat von anderem ist und sein kann. Leibniz wird dies das Prinzip des Individuellen nennen, das *principium identitatis indiscernibilium* (das in der modernen Physik heißdiskutiert ist; Robert Laughlin, Lee Smolin). In diesen einmaligen, historisch geprägten Lebensverlauf muß der Arzt eine (weitgehend analytisch und wissenschaftlich-technisch erarbeitete Diagnose) therapeutisch sinnvoll einbetten (diese medizinische Handlung ist daher nicht justitiabel - im Gegensatz zu ersteren, wenn der Arzt nicht nach den derzeit gültigen Regeln bzw. Standards der Diagnostik und handwerklich technischen Eingriffen handelt).

„Sinnvoll einbetten“ meint also (vor allem in schwierigen Fällen) zusammen mit dem Patienten eine für diesen sinnvollen Therapieweg beschreiben. Logisch gesehen ist das eine Handlung, bei der etwas gesucht wird, zu dem es keine Regel gibt. Diese Handlung ist nicht subsumtionslogisch und kann es nicht sein. Hier ist keine „bestimmende“, sondern eine „reflektierende“ Urteilskraft gefordert. Letztlich geht es immer um das Problem der Individualität und der Zeit (genauer: Entwicklungsdynamik eines Einzelnen, Lebendigen), die sich dem Allgemeinen (Darstellung in Prädikaten) widersetzen. So ist ja z.B. das Hauptproblem in den Spracherkennungssystemen (Eng Lim Goh) die Tatsache, daß die Sprachen sich entwickeln, also historisch sind. Man kann nur bereits verwendete Bedeutungen eingeben, kreative Neuverwendungen entziehen sich dem Erkennungsverfahren.

Die Tätigkeit des Arztes, des Klinikers, ist daher grundsätzlich sowohl analytisch und wissenschaftlich-technisch auf der einen Seite, ebenso auch hermeneutisch, individualisierend, von der Kenntnis des Allgemeinen zur konkreten Handlung am historisch Einzelnen.

Ernst Mayr, der große Darwinist des 20. Jhs., spricht zurecht davon, daß dieser methodische Riß mitten durch die Biologie geht. S. 89

Man kann – unser Semesterthema geht ja über KI – dies direkt übertragen auf die Diskussion, die ich seit langem mit Prof. André Blum (Molekularbiologe und Gastroenterologe in Zürich) führe: Was „erkenne ich denn eigentlich, wenn ich in der funktionalen Magnetresonanz am Bildschirm wiedergeben kann, wo und in welchen Hirnpartien neuronale Aktivitäten biochemischer Art sich in der elektronischen Bildwiedergabe darstellen lassen?“ Z.B. hat der Organismus, dessen Hirn als Organ einen Teil eines individuellen Ganzen darstellt, Hunger, begibt sich auf den Marktplatz, um einen Apfel zum Essen zu kaufen. Nun, nicht das Gehirn hat Hunger, sondern der Organismus. Was erkenne ich denn, wenn ich weiß, wo im Gehirn welche Teile zusammenwirken und aktiv sind? André Blum gibt natürlich zu, daß das „hartnäckige Problem des Bewußtseins und der Ichlichkeit“ (Hillary Putnam, Searle etc.) derzeit das Hauptproblem darstelle in der Frage nach dem Verhältnis von Intelligenz (Geist) und KI.

In der Biologie unterscheidet man daher sog. proximate von ultimativen Ursachen. „Warum ist die grüne Mamba, eine Schlange, im brasilianischen Urwald eigentlich grün, eine Sandvipere in der Sahara aber braun-gelblich?“ Eine proximate Ursache wäre die Angabe eines bestimmten Proteins, das für eine kombinierte Genexpression zuständig ist und die entsprechende Farbgebung in den Hautschuppen zur Folge hat. Die ultimative Ursache wäre natürlich – gut darwinistisch und evolutionsbiologisch – ein Adaptions- und Selektionsprozeß über ca. 20.000 Generationen der Schlangentwicklung. In der Frage nach dem

„Warum“ des Grünseins der Schlange verschiebe ich die ursprüngliche Frage auf die experimentell, molekularbiologische und biochemische Ebene. Dazu gilt das von Michael Hendrickson (Pathologe in Stanford, USA) zurecht bemerkte Bonmot zum Preis der experimentellen Durchführbarkeit der Fragestellung: „Er liegt darin, das ursprüngliche Ziel zu verfehlen, weil man es verschoben hat, dabei aber zu glauben, man habe es getroffen, weil man vergaß, daß man es verschoben hat.“

In der KI kommt natürlich hinzu, daß man Intelligenz (Geist, Vernunft etc.) nicht einfach als Eigenschaft/Merkmal des Menschen (gegenüber z.B. Tieren) ansetzen kann (quasi taxonomisch als biologisches Ausstattungsmerkmal). Gerade die neurologischen und bioneurologischen Untersuchungen der letzten Jahrzehnte haben ja gezeigt, wie plastisch menschliches Gehirn ist (neuronale Entwicklung in den ersten Lebensjahren, Einfluß der Intersubjektivität für den Spracherwerb, Entstehung der Bewußtwerdung durch Sprache, sodaß Thomas Fuchs (Heidelberger Psychiater) zurecht von dem Gehirn als einem „Beziehungsorgan“ spricht, das also nicht nur für soziale Kontakte mit anderen Organismus dient, sondern eben erst gerade nur durch intersubjektiven Austausch zu so etwas wie Intelligenz (Geist, Vernunft etc.). Die Abstraktion von Gehirnaktivitäten von diesen intersubjektiven Prozessen führt zwar zu hochwichtigen Erkenntnissen bzgl. der physikalischen und biochemischen Voraussetzungen dessen, was wir Intelligenz nennen, erklärt aber eben nicht, was wir z.B. „Bewußtsein“ nennen.

Spätestens jetzt stellt sich die Frage: Was haben wir unter „Urteil“ zu verstehen?

Was ist ein Urteil? Versuchen wir zu verstehen, was wir im Urteilen eigentlich tun. „Das Vermögen zu urteilen ist das Vermögen zu denken.“ (Kant, KrV, A 81).

Im einfachsten Fall (einstelliger Prädikator) beziehen wir zwei Begriffe (zweibeinig/Mensch) aufeinander. Wir schaffen eine Verbindung zweier Begriffe, wir synthetisieren, indem wir sagen „Der Mensch ist zweibeinig“. Ein Mannigfaltiges wird also synthetisiert. Diese Synthesis ist aber keine einfache Addition wie $1+3$. Die Synthesis weist ein eigentümliches Gefälle auf: Das eine wird unter das andere „subsumiert“. Dabei ist dasjenige, worunter subsumiert wird, allgemeiner als dasjenige, das subsumiert wird. „Mensch“ erfährt also durch die Subordination unter „zweibeinig“ eine Bestimmung. Das ist bei einer bloßen Addition nicht der Fall: 3 ist nicht das Prädikat von 1 im o.g. Beispiel. Im unscheinbaren Wörtchen „ist“ kommt also eine Synthesisleistung, eine

Spontaneität zum Ausdruck, die unsere Leistung ist, Leistung nicht der Dinge, die ich synthetisiere, sondern des Denkens, sagen wir. Weil wir in der Regel immer auf den Inhalt eines Urteils achten „Willi ist böse!“ z.B., bemerken wir gar nicht, daß die Zusammensetzung der drei Begriffe in der Prädikation eine Leistung des Denkens selbst ist. Das Denken tut also etwas, ganz unabhängig vom jeweiligen Gehalt. Es hat daher seine eigene Bestimmtheit. In aller Regel denken wir im Denken an den Gehalt des Denkens, wir befinden uns in *intentio obliqua*, nicht in *intentio reflexiva*.

Bleiben wir noch ein wenig bei den simplen Beispielen: Ich kann etwas zu einem anderen hinzusetzen wie 1 und 3, also einfach addieren. Ich kann aber auch etwas zu etwas hinzusetzen so, daß das eine durch das andere mittels der Subordination bestimmt wird. Daraus ergibt sich die Frage: Wie viele Arten von Synthesis im Mannigfaltigen der Begriffe mag es denn geben? Wir kennen ja jetzt nur das schlichte Addieren (Zählen) und Unterordnen als eigentümliche Leistung nicht der Dinge oder Begriffe, sondern derjenigen Kraft, die diese Synthesisleistung erbringt. Könnte man bestimmen, wieviele Arten von Synthesismodi geben kann, wüßten wir, was systematisch denkbar ist, hätten wir das Denken selbst bestimmt. Wir hätten dann die „Architektonik“ des Denkens selbst erkannt.

Im einfachen Urteil bezieht sich das Denken auf etwas („Mensch“), um es als etwas („zweibeinig“) zu bestimmen (das kann ein Begriff, ein Gedanke oder ein konkreter Gegenstand sein etc.). Es setzt das erste („Mensch“) in die logische Funktion des Zu-Bestimmenden (der Bestimmungsaufgabe), um es durch das zweite („zweibeinig“) zu bestimmen, das Prädikat setzen wir also in die logische Funktion des Bestimmenden (des Bekannten in der Regel, andernfalls, falls das Prädikat strittig ist – z.B. Platons „gerecht“ – müßten wir eben das Prädikat in die logische Funktion der Bestimmungsaufgabe setzen). Wir unterscheiden also die logische Funktion des Urteilssubjekt von seinem beliebigen Gehalt, ebenso die logische Funktion des Urteilsprädikats von seinem beliebigen Gehalt. Nur wenn wir diese Unterscheidung streng festhalten, läßt sich von Logik reden: Die Lehre von den Bestimmungsstücken (den logischen Funktionen) des Denkens an ihm selbst. Das hat also nichts zu tun mit der Frage, wie etwas soll *erkannt* werden können. Logik ist nicht die Lehre von der Erkenntnis, auch wenn alle Erkenntnis den Gesetzen der Logik nicht widersprechen darf (weil es dann nicht nur falsch, sondern eben gar kein Denken wäre).

Wie kann ich nun ein Mannigfaltiges (auch der Erscheinungen oder der Impressionen der sinnlichen Anschauung) zur synthetischen Einheit bringen? Ich kann mich ja auf ein Einzelnes beziehen („den Thomas Bohrer“), auf die Gesamtheit der Menschen oder nur auf einige, viele, z.B. die Bartträger. Jedes

Urteil enthält also eine Angabe über die quantitative Bestimmtheit des Zu-Bestimmenden (z.B. „Alle Lebewesen sind ...“, „einige Lebewesen sind ...“, „dieses Lebewesen ist ...“). Dieser quantitative Aspekt des Urteils ist das Thema der sog. Quantorenlogik („Für jedes X gilt, daß ...“ / „Es gibt mindestens ein X, für das gilt, daß ...“ / „Es gibt nur ein X, für das gilt, daß ...“). Man sieht leicht, daß jedes Urteil qua Urteil schon quantifiziert ist, in einer quantorenlogischen Funktion steht – ganz unabhängig von jedem Urteilsgehalt. Das ist also etwas, daß das Denken von sich aus jedem möglichen Denkgehalt entgegenbringt.

Ein zweiter Aspekt des Urteils bezieht sich darauf, ob das Urteil etwas positiv bejaht oder verneint („Bohrer ist zweibeinig“/“Bohrer ist nicht zweibeinig“). Man nennt dies die Qualität des Urteils. Jedes Urteil hat also eine Urteilsqualität.

Ich kann auch zwei oder mehrere Urteile zueinander in Beziehung setzen: „Immer wenn A, dann gilt auch B“ (A und B sind dann selbst Urteile – unabhängig vom Inhalt der Urteile geht es hier um die logische Implikation, Konsequenz (diese Regeln expliziert die Boole'sche Algebra, Voraussetzung der Computertechnik übrigens).

Man sieht leicht, daß alle formalen Strukturen des Urteils logische Funktionen im Urteilen sind, ganz unabhängig vom jeweiligen Inhalt der Urteile. „Logische Funktionen“ sind also dasjenige, was das Urteilen schon mitbringt, indem es urteilt. Sie entstammen nicht dem jeweiligen Urteilsinhalt.

[\[Inhaltsverzeichnis\]](#)

Urteilkraft und Rationalität



Der Titel enthält ein „und“. Wie genau dieses kleine, unscheinbare Wörtchen zu verstehen ist, ist zunächst mein Thema.

Man mag sich fragen, ob denn Urteilkraft nicht irgendwie so etwas wie Rationalität bedeutet oder zumindest schon beinhaltet? Oder meinen wir Unterschiedliches mit beiden Begriffen? Oder impliziert das vieldeutige „und“ sogar etwas Gegensätzliches?

Eines ist nun schon deutlich: Offensichtlich sind nicht nur Begriffe wie „Urteilkraft“ und „Rationalität“ (zumal technische) mehrdeutig, sondern auch sog. logische Partikel wie „und“ sind in der Umgangssprache mehrdeutig. Das sieht man gleich, wenn man sich das eindeutige „et“ in der Booleschen Algebra ansieht (Grundlage der Mathematik): „Das Kommutativgesetz (lat. *commutare* „vertauschen“), auf Deutsch Vertauschungsgesetz, ist eine Regel aus der Mathematik. Wenn sie gilt, können die Argumente einer Operation vertauscht werden, ohne dass sich das Ergebnis verändert. Mathematische Operationen, die dem Kommutativgesetz unterliegen, nennt man kommutativ.“

Offensichtlich entspricht das Kommutativgesetz der Mathematik nicht dem umgangssprachlichen Gebrauch des Wörtchens „und“ bzw. hebt nur *eine* seiner vielen Bedeutungen hervor. Man kann eben nicht an jeder Stelle in der Sprache, an der der Begriff „Urteilkraft“ steht, den Begriff „technische Rationalität“ setzen und vice versa. So sage ich z.B. „Ich fahre nach Hause und koche mir einen Kaffee.“ Das ist jedoch nicht kommutativ zu „Ich koche mir einen Kaffee und fahre nach Hause.“

Eindeutigkeit der Begriffe, die wir in den Wissenschaften suchen, ist in aller Regel konventioniert (wir einigen uns auf eine bestimmte Bedeutung eines Begriffs, um mit ihm in der Diskussion uns verständigen und diskutieren zu können). Denkt man an eine Stammtischdiskussion über die gerechte Verteilung der Steuergelder, ist klar, daß jeder etwas Unterschiedliches unter „gerecht“ versteht. Eben darum sind dann solche Diskussionen (wie in den unsäglichen Fernsehdiskussionen, wo man aneinander vorbeiredet) derart nutzlos. Schon Platon führt uns diese Situation in den Dialogen genüßlich vor Augen, wo man immer schon unbemerkt voraussetzt, was man allererst suchen soll.

Wenn wir uns also über etwas verständigen wollen und etwas *suchen*, müssen wir dieses „etwas“ (z.B. „Gerechtigkeit“) als Zu-Suchendes, als Aufgabe mit einem *Symbol* versehen, mit einem Zeichen, das an sich den Charakter einer

eben noch relativ offenen Bedeutung hat. Wir wissen ja eben noch nicht, was dieser Begriff „Gerechtigkeit“ eigentlich genau bedeutet.

Traditionell – eben spätestens ausdrücklich und reflektiert seit den platonischen Dialogen – bemühte man sich also darum, in strittigen Fragen sich solcher Begriffe zu bedienen, deren Bedeutung selbst eben *nicht* strittig sind.

Da die „Gegenstände“ der Mathematik (z.B. die Reihe der natürlichen Zahlen) selbst rein konstruktiver Art sind, bedurfte die Mathematik also auch einer Eindeutigkeit der Verknüpfungsregeln (wie z.B. das Kommutativgesetz) ihrer „Gegenstände“, wie das George Boole 1847 leistete.

Machen wir uns nun klar, daß traditionell alle Zeichen für uns (auch Symbole) physisch gebunden waren (optisch, haptisch, akustisch etc.), da wir ja lebendige Organismen sind, die mittels und nur aufgrund von Organen Zeichen rezipieren und gestalten, wird deutlich, welcher Schritt es war, wenn Konrad Zuse und Alan Turing begannen, Zeichen „maschinell“ (technisch) lesbar (unabhängig vom Organischen) zu machen. Logisch war damit bereits geleistet, was erst durch weitere physikalisch-chemische Entwicklungen (z.B. von hochreinem Silizium) auch physikalisch-technisch möglich wurde: Zeichen zu digitalisieren. So arbeitet heute jedes sog. digitale Gerät mit einem digital-analogical-converter bzw. analogical-digital-converter, andernfalls könnten wir als Organismen ja gar kein solches Gerät bedienen, quasi mit ihm in Kontakt treten (sei es am Bildschirm sehen oder am Lautsprecher hören).

Alle diese modernen Entwicklungen betreffen also den *technischen Umgang* mit Zeichen, die *rechenbar* und daher *notwendig* eindeutig sind. So können wir dann auch hochkomplexe Zusammenhänge konstruieren oder auch computertechnisch „errechnen“ lassen, die wir als endliche Organismen nie erreichen können (durch den *technischen Umgang* mit *eindeutigen* Zeichen, wohlgemerkt). Insofern – und *nur* insofern – ist die sog. „Künstliche Intelligenz“ unserer menschlichen Intelligenz weit überlegen (Speicherkapazität gegen Erinnerung, technische Verknüpfung nach den Spielregeln der Booleschen Algebra gegen menschliche, an den endlichen Organismus gebundene Assoziation etc.).

Was bedeutet dies nun? Die sog. Künstliche Intelligenz (Inbegriff der Leistungen technischer Geräte im Umgang mit eindeutigen Zeichen) hat es immer mit Zeichen zu tun, die „rechenbar“ sind, also eindeutig. Eindeutigkeit der Zeichen ist aber Ergebnis eines Eindeutig*machens*, ist also ein (zumeist) konventioniertes „Wissen“, ein Perfekt (in der Welt der Computersprachen: „Daten“). Künstliche Intelligenz setzt „Wissen“ (Eindeutigkeit der Zeichen)

voraus, Künstliche Intelligenz ist also technischer Umgang mit Wissen (schon Gewußtem oder für als Wissen Gehaltenem).

Wie aber kommen wir zu Wissen (das ist die grundlegende Frage in den platonischen Dialogen)? Die Frage nach dem Wissens*erwerb*? Hier geht es um die – wie man im 17./18. Jh. Sagt: „ars inveniendi“.

Im Alltag verwenden wir in der Diskussion in der Regel „sprachliche“ Zeichen, also analoge, symbolische Zeichen. Nehmen wir unser gen. Beispiel auf: Was ist gerecht? Da hat jeder so seine eigenen Vorstellungen. Wenn wir darüber diskutieren wollen, müssen wir unsere Vorannahmen, unser Vorwissen über die Bedeutung des Begriffs abgleichen. Das Vorwissen wird der Kritik ausgesetzt, der Skepsis, um zum Wissen zu gelangen (sagen wir vorsichtiger: um sicher zu sein, daß wir überhaupt über das gleiche sprechen).

Alle Wissenssuche beginnt mit einem Vorwissen, das sich in symbolischen Zeichen ausdrückt und das der Kritik ausgesetzt wird, um – zumindest – zu einem gesichert*eren* Wissen zu gelangen. Der Wissenserwerb ist also prinzipiell ein *Prozeß*, ein *gradatives* Geschehen, das nie in einem absoluten (oder eindeutigen) Wissen enden kann. Er ist ein historisches Geschehen, dessen Voraussetzung das Vorwissen (ggfs. der derzeitige Stand der Wissenschaft) ist, das kritisch überprüft wird, um zu einem „besseren“ (in der Physik z.B. einem allgemeingültig*eren*) Wissen zu kommen (Einstein gegen Newton). Nie stehen sich einfachhin Nichtwissen und Wissen platt gegenüber. (Das war eine cartesianische Falle für die Moderne: Nicht-Wissen gegen absolutes Wissen. Er war der erste, der sich diese Gegenüberstellung hat einfallen lassen und damit den Problemrahmen des sog. Deutschen Idealismus bis Hegel eröffnete.)

Aber: *Was* sollte denn eigentlich schon „absolut wissbar“ sein, an dem kein weiterer Zweifel möglich ist?

Damit ist auch klar, daß der Begriff „Rationalität“ sich in einem *gradativen Feld* bewegt: „rational“ nennen wir in der Regel ein Denken, das sich in „Konsequenzen“ und Implikationen bewegt: „Dies und das ist so, weil ...“, also in sog. Begründungskontexten. In Diskussionen greifen wir gerne eine Überzeugung des Kontrahenten auf, um eben aus dieser Überzeugung gegenteilige Konsequenzen zu ziehen. Weil es kein „absolut Wissbares“ geben kann, kann auch kein argumentativer Kontext „absolut“ rational sein, deswegen ist der Begriff „Rationalität“ symbolisch. Sicheres Wissen gibt es nur in *abgesteckten* Wissensbereichen (z.B. nur *innerhalb* der newtonschen Axiomatik gilt die sog. Newtonsche Physik). Denken Sie an das erste Axiom der Newtonschen Physik: „Kein Gegenstand ist in der Lage, den Zustand der Ruhe oder der gleichförmigen Bewegung zu ändern, es sei denn, von außen auf ihn einwirkende Kräfte hindern

ihn daran, in diesem Zustand zu verbleiben.“ Damit hat Newton Lebendiges aus seiner Physik ausgeschlosssem und den *Gültigkeitsbereich* seiner Physik vorab abgesteckt.

Wenn ich eine Regel als gültig voraussetze, dann kann ich einen gegebenen Fall darunter subsumieren. „Alle Menschen sind zweibeinig – Sokrates ist ein Mensch – also ist Sokrates zweibeinig“. Was ist, wenn man ihm ein Bein amputiert hat? Die vorausgesetzte Regel war eben problematisch. Genauer müßte es ja heißen: „*Wenn* alle Menschen zweibeinig sind und Sokrates ein Mensch ist, dann ist Sokrates zweibeinig.“ *Ob* aber alle Menschen zweibeinig sind, bleibt dabei ganz offen.

„Daten“ sind das *Grundnahrungsmittel* der „technischen Rationalität“. Facebook besitzt über jeden einzelnen US-Amerikaner derzeit etwa 5000 Einzelinformationen, genannt Daten. Natürlich kann man die *beliebig* sortieren, verknüpfen etc. (z.B. wie viele Audifahrer leiden unter Lungenkarzinomen?). Man kann gezielt bestimmte sortierte Gruppen mit bestimmten, sortierten Nachrichten versorgen (vielleicht über eine heimliche Affäre von Hillary Clinton vor der Präsidentschaftswahl in den USA). So kann man Politik steuern. Das Abgreifen von Sekundärdaten (führend wiederum Facebook u.a.), also z.B. „wer hat wann von wo wohin eine Nachricht gesandt“ und das finanzielle Verwerten solcher Datenmengen, das hat Soshana Zuboff in ihrem Buch „Der Überwachungskapitalismus“ sehr anschaulich und materialreich dargelegt, ist das riesige neue Geschäftsmodell der digitalen Großkonzerne.

Es ist also der technische Umgang mit „Daten“ (perfekt von dare, geben, also ein Perfektum) sorgt derzeit infolge neuer Techniken (Herstellung von hochreinem Silizium z.B.) ist also das eigentlich Neue, Daten wurden auch vorher verwaltet, gesammelt, verwendet etc.

Das müssen wir uns ein wenig genauer anschauen: Durch die Digitalisierung *von* Medien (Sprache, Musik, Bilder, Optik, Gehör etc.) entsteht also eine Darstellungsweise von Medien, die wir als organismische Wesen gar nicht rezipieren können. Alle Computer benötigen daher einen digital-analogical-converter (oder umgekehrt einen analogical-digital-converter), der also bei der Dateneingabe aus symbolischen Zeichen rechenbare, also eindeutige Zeichen macht (denn nur dann sind die Daten „rechenbar“) oder digitale Daten analog für den Organismus rezipierbar macht (der sie dann unweigerlich symbolisch, in Bedeutungskontexten, die er in seiner Lebensgeschichte aufgebaut hat, rezipiert).

Das bloße Zeichen wird *im Augenblick seiner Rezeption symbolisch aufgeladen* (das Bild eines Schiffs mit Flüchtlingen wird bei Herrn Salvini sicherlich anders wahrgenommen als bei Frau Rackete).

Die Daten können dann unter beliebige Regeln (Subsumtionsschubladen, die sich nach der Booleschen Algebra verknüpfen lassen) subsumiert werden, in den elektronischen Rechenmaschinen mit ungeheurer Geschwindigkeit und Speicherbarkeit. Maßgeblich für diese Operationen sind die Prädikaten- und Aussagenlogik.

Zweifellos ist der Zuständigkeitsbereich der „Urteilkraft“ von unendlicher Mächtigkeit. Der Zuständigkeitsbereich der „technischen Rationalität“ ist ebenso von unendlicher Mächtigkeit, aber immer nur aufgrund eindeutiger Vorgaben, die dann – im Nachhinein also – beliebig und konstruktiv verknüpft werden können. Der Zuständigkeitsbereich der „Urteilkraft“ ist also die konkrete Lebenswirklichkeit („was soll ich studieren?“, „mit wem lasse ich mich auf eine engere Beziehung ein?“). Der Raum der Möglichkeit, der immer vor uns liegt, ist unendlich, jeder Schritt in diesen Raum der Möglichkeit engt auf der einen Seite weitere Möglichkeiten ein, eröffnet aber andererseits neue Möglichkeiten. Der einzelne konkrete Mensch läßt sich dabei von seinen bisher gemachten Erfahrungen sowohl leiten, den Vorgaben der „Wissenschaften“, die bisher gemachte Erfahrungen in Regeln formulieren, die aber ihrerseits immer verbesserbar sind. Dabei kann „technische Rationalität“ außerordentlich hilfreich sein.

Ich breche hier ab mit einem Kant-Zitat aus einer kleinen Spätschrift „Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“ von 1793:

„Man nennt einen Inbegriff selbst von praktischen Regeln alsdann Theorie, wenn diese Regeln, als Prinzipien, in einer gewissen Allgemeinheit gedacht werden, und dabei von einer Menge *Bedingungen abstrahiert* wird, die doch auf ihre Ausübung notwendig Einfluß haben. Umgekehrt, heißt nicht jede Hantierung, sondern nur diejenige Bewirkung eines Zwecks Praxis, welche als Befolgung gewisser im allgemeinen vorgestellten Prinzipien des Verfahrens gedacht wird.

Daß zwischen der Theorie und Praxis noch ein Mittelglied der Verknüpfung und des Überganges von der einen zur anderen erfordert werde, die Theorie mag auch so vollständig sein wie sie wolle, fällt in die Augen; denn, zu dem Verstandesbegriffe, welcher die Regel enthält, muß ein Actus der Urteilkraft

hinzukommen, wodurch der Praktiker unterscheidet, ob etwas der Fall der Regel sei oder nicht; und, da für die Urteilskraft nicht immer wiederum Regeln gegeben werden können, wonach sie sich in der Subsumtion zu richten habe (weil das ins Unendliche gehen würde), so kann es Theoretiker geben, die in ihrem Leben nie praktisch werden können, weil es ihnen an Urteilskraft fehlt: z.B. Ärzte, oder Rechtsgelehrte, die ihre Schule gut gemacht haben, die aber, wenn sie ein Consilium zu geben haben, nicht wissen, wie sie sich benehmen sollen.“

[\[Inhaltsverzeichnis\]](#)

Zur anthropologischen Systematik des ärztlichen Gesprächs

Information und Bedeutung



Vorweg beginne ich mit einer grundsätzlichen Überlegung zur Frage nach dem Menschen. Auch wenn das sehr allgemein erscheint, ist das doch für unser Thema wesentlich. Der Mensch ist ein Teil der "natura".

Zu Beginn des "natur"wissenschaftlichen Standard- und Grundwerks der Neuzeit von 1687 ("Philosophiae naturalis principia mathematica") stellt Isaac Newton folgendes erstes Axiom auf. "Jeder Körper (Corpus omne...) verharrt im Zustand der Ruhe oder der gleichförmig gerichteten Bewegung, sofern er nicht durch einwirkende Kräfte zur Änderung seines Zustands gezwungen wird." Man nennt dies das sog. erste Trägheitsaxiom. Nun, denken wir einmal an einen irgendwo herumliegenden Stein, einen Hund und einen Menschen.

Newton spricht umstandslos und ganz allgemein von "corpus omne". Was nun den Stein betrifft, so scheint das Axiom, das universale Geltung für die „Natur“ behauptet, zutreffend zu sein, - zumindest die "terrestrische". Der Stein bewegt sich nicht von selbst. Aber wie verhält es sich denn mit dem Hund und dem Menschen? Mag die Wurst für den Hund wohl der Anlaß sein, loszulaufen, die Impulskraft stammt doch wohl von dem Hund selbst und nicht der Wurst. Und wie verhält es sich beim Menschen, der da angeblich aus "freien Stücken" handeln kann?

Nun, gleich mit Newton sehen wir in der europäischen Philosophie "Natur" und "Geist/Freiheit" auseinandertreten. Und wie immer deren Verhältnis zueinander gedacht wurde zwischen Natur und Geist (zwischen Natur- und Geisteswissenschaften), - der Hund ging dabei über Bord. Was ist denn eigentlich mit dem Hund als "Lebe"wesen, das nicht so recht in Newtons Naturbegriff und auch nicht zum Geistbegriff passen will?

Kurz: Newtons Physik beginnt mit einer Behauptung (einer allquantorischen Aussage über die Natur): "corpus omne" und das ist ganz offensichtlich selbst eine "meta-physische" Annahme, die von Beginn an willkürlich festsetzt, was "Physik" ist, also eigentlich die Bedeutung des Wortes "natura" sei. Alles Lebendige hat hier keinen Platz mehr (das steht im diametralen

Gegensatz zur aristotelischen Physik, da für Aristoteles das *Lebendige* der Prototyp des Seienden ist, Phys. 192 b 13/14, das nämlich den Ursprung der Bewegung und Veränderung "in sich selbst", en heauto, hat).

Es war der Physiknobelpreisträger Erwin Schrödinger, der 1942 erkannte, daß die moderne Physik keinen zureichenden Begriff von "Leben" erlaubt, da biologisches Sein ja bedeutet, auf engem Raum den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik zu umgehen und also quasi nur als "negative Entropie" aufzufassen sei. Neben einigen deutschen Philosophen waren es dann Maturana und Varela, die in den 70/80er Jahren ein kybernetisches Modell des Lebens entwarfen, ein sich-selbst-steuerndes, im Stoffwechsel mit der Umwelt stehendes Seiendes, das durch Ernährung und Ausscheidung sein physisches Sein nach eigenen Gesetzen (Genom) und den epigenetischen Erfahrungen mit der Umwelt austauscht. Diese Gesetzlichkeit hat etwas eigentümlich Nicht-Physisches, obgleich doch das Lebewesen nur "aus" Physischem besteht. Hier findet daher die Grundsteinlegung des modernen kybernetischen System- und Biologiebegriffs statt. (Kant-Zitat: "Zur Identität eines Ganzen gehört nicht die Identität seiner *Teile*, sondern wird auch die Identität seiner charakteristischen *Verbindung* erfordert." Herv. V. Kant)

Nun, die Medizin hat es zweifellos mit dem menschlichen Körper als einem *auch* physischen Körper zu tun (daher absolviert der Mediziner ja zunächst auch das "Physicum"), aber eben auch mit dem Menschen, insofern er ein "Lebewesen" ist. Auch der Mensch tauscht sein ganzes physisches Sein im Laufe des Lebens durch Stoffwechsel (Aufnahme und Ausscheidung) aus. Wie jedes Lebewesen hat auch der Mensch eine durch sein Genom mehr oder weniger festgefügte Umwelt"nische" (so wie der Fisch im Wasser, der Vogel auch in der Luft lebt). Ja, komplexere Lebewesen (wie auch der Mensch) können nur in Symbiose mit anderen Lebewesen (z.B. Darmbakterien) leben. Das unterscheidet Lebewesen von bloß physischem Sein fundamental: Der neben dem Stein liegende Ast ist *für* den Stein bedeutungslos. Physische Gegenstände sind einfach *in* der Welt, Lebewesen haben eine "Umwelt", die *für* sie lebens*notwendig* ist.

Weil alles in der Umwelt *für* das Lebendige lebenswichtig ist, so hat jeder „Reiz“ aus der Umwelt auf das Lebewesen eine „*Bedeutung*“, da das Lebewesen einen Lebens"verlauf" hat, gerade mal hungrig ist, gerade mal nicht etc. Ein Reiz hat also keine *mechanische* Wirkung auf das Lebewesen, sondern hat für das Lebewesen eine „Bedeutung vor dem Hintergrund seines Lebensvollzuges“. „Bedeutung vor dem Hintergrund seines Lebensvollzuges“ besagt: Alles in der „Umwelt“ hat für das Lebewesen eine „bio-semiotische“ Bedeutung, der Reiz muß

also vom Lebewesen gedeutet und verstanden werden vor dem Hintergrund der je eigenen Bedürfnisse; noch einmal: Im Biologischen hat das Wort „Reiz“ keine kausal-mechanische Bedeutung (gehen Sie einmal an einem Rudel gesättigter oder hungriger Löwen vorbei). Die Bio-Semiotik ersetzt im Biologischen die Bewegungsgleichungen Newtons für das Reich der „toten“, weil nur physikalischen Körper. Da die biologischen Körper aber je einen selbst-steuernden Lebensvollzug haben, also *geschichtlich* geprägt sind, können die Bewegungsgleichungen des Biologischen nicht wie diejenigen der Physik „mathematisch“ sein. (Unterschiedliche Funktion des "Experiments" in Physik und Biologie!)

So ist das physische Sein zwar unabdingbar notwendig für Biologisches, aber eben nicht zureichend für die Erklärung und das Verständnis des Biologischen. Wir können auch mit Blick auf den Mediziner sagen: Er hat es mit etwas zu tun, für das es *prinzipiell* keine *mathematischen* Bewegungsgleichungen gibt.

In einem ersten Schritt sehen wir also, dass die klassische dichotomische Unterscheidung zwischen Natur und Geist, zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, hinfällig geworden ist: Als erstes müssen wir nämlich unterscheiden zwischen solchem, das der Selbstbewegung *nicht* fähig ist, und solchem, *das* der Selbstbewegung und Veränderung fähig ist (ein metabolisierendes System, so wie der Hund, ja auch die Amöbe).

Noch haben wir es aber an keiner Stelle mit dem zu tun, was wir spezifisch als „menschlich“ bezeichnen, wenn wir denn überhaupt einen solch fundamentalen (und nicht nur graduellen) Unterschied zwischen dem Biologischen und dem *menschlich* biologischen Sein ansetzen wollen wie den eben genannten Unterschied. Denn jetzt, so scheint es, kommen die „Haare in die Suppe“. Wo *genau* beginnt eigentlich die Human-Medizin *gegenüber* der Tier-Medizin?

Wenn wir schon von „Bio-Semiotik“ sprechen müssen (ein Reiz hat die Funktion eines bedeutungshaften Zeichens vor dem Hintergrund des Lebensvollzugs eines Lebewesen, hat also *Signal*-Wirkung) und dem Tier- und Pflanzenreich so etwas wie „Verstehen von Bedeutung“ zusprechen müssen (hatten wir das nicht irgendwie bloß dem Menschen vorbehalten? Waren denn die Tier nicht irgendwie bloß wie bei Descartes nur mechanische Automaten?), was kommt denn dann beim Menschen noch hinzu? Sind die biologischen Fähigkeiten denn nicht doch nur graduell komplexer als im Tierreich und sind denn nicht auch andere Lebewesen in vielerlei Hinsicht viel komplexer als Menschen? Auch bei Tieren gibt es ja immer nur eine mehr oder minder starke Instinktgebundenheit (und genetische Prädisposition) und keineswegs ist der Mensch allein das

„instinktreduzierte“ Wesen, das wegen mangelnder Instinktausstattung mit seinen Verstandesinstrumenten sich das Überleben sichern muß. (Verstand, Geist etc. sind dann auch nichts anderes als eigenartige *zusätzliche*, variabel reagierende Instinkte, quasi Überlebensinstrumente wie das Gehör.) Solcherlei anthropologische Thesen des letzten Jahrhunderts allein reichen also keineswegs hin zum Verständnis dessen, was spezifisch „humanes Sein“ mitbezug auf das biologische Sein des Menschen ausmacht. Wenn das Biologicum "Mensch" ebenso eine Art "Biologicum" wie der Hund ist (vielleicht etwas komplizierter, vielleicht mit ein wenig mehr Hirnmasse ausgestattet), dann ist der Humanmediziner eben auch eine Art Tiermediziner. Und irgendwie scheint er das ja *auch* zu sein.

Nochmals sei unsere Fragerichtung zugespitzt: Auch wenn das Biologicum "Mensch" doch wie alles Biologische zwar nur *aus* Physischem *besteht* und ebenso wie jedes andere Biologische *zusätzlich* mit einer eigenartig nicht-physischen Selbstbewegungsfähigkeit ausgestattet ist (als metabolisierendes System mit seiner Umwelt) und also so und nur so auch eine "Lebens-*Geschichte*" hat, – was soll denn darüber hinaus noch das Biologicum Mensch auszeichnen, daß wir mit dem Wort "Anthropologicum" nicht einfach nur eine Unterart des Biologischen bezeichnen, sondern etwas "Neues"? Das angeblich "Neue" müßte ja etwas sein, das wie alles andere Biologische ebenso nur aus Physischem besteht, das zwar notwendig aber nicht hinreichend zur Erklärung des Biologischen ist, darüber hinaus aber noch etwas an sich hat, wozu zwar auch das Biologische zwar notwendig, nicht aber hinreichend zur Erklärung ist. Was sollte das sein?

Bevor ich darauf eine abstrakte Antwort gebe, erinnern wir uns noch einmal an unseren Titel: Zur Systematik des ärztlichen Gesprächs: Offensichtlich ist das "Gespräch", das ärztliche Gespräch etwas, das im engeren Sinne nur die Human-Medizin kennt. Worin besteht denn eigentlich die Eigenart, die "*systematische Lage*" eines ärztlichen Gesprächs, die ganz *unabhängig* von den psychologischen Fähigkeiten des einzelnen Arztes besteht?

Wenn also ein "Reiz" auf das Lebewesen eine Bedeutung vor dem Hintergrund seines Lebensvollzuges hat, eine Signalfunktion, wie ist dann das ärztliche Gespräch mit dem Patienten zu verstehen, denn auch dieses hat doch ebenfalls eine "Bedeutung vor dem Hintergrund seines Lebensvollzuges"?

Nun, ich beginne mit einem aufschlußreichen empirischen Experiment am Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig (Stichwort Michael Tomasello): Sie sehen einen Säugling (ca. 9 Monate alt) auf einem Tisch, der beobachtet, wie ein Erwachsener auf einem Nachbartisch ein Blatt Papier in einen Aktenordner legt. Der Erwachsene verläßt dann den Raum, und ein anderer

Erwachsener betritt diesen Raum, nimmt den Aktenordner und legt ihn in einen gut sichtbaren Schrank, welchen er dann verschließt. Er verläßt den Raum und der erste Erwachsene betritt den Raum mit einem Blatt Papier in der Hand und schaut fragend auf den Tisch. In allen Fällen erregte das die Aufmerksamkeit der Säuglinge, die auf den Erwachsenen blickend auf den Schrank zeigten.

Offensichtlich erkannten die Säuglinge die "Intention" des Erwachsenen (das Blatt in den, nicht vorhandenen, Aktenordner legen zu wollen) und wiesen den Erwachsenen mit deiktischen Zeichen auf den Schrank. Wohlgemerkt, das alles findet weit *vor* dem Spracherwerb statt, - das ist die Pointe. Dieses beispielhafte Experiment führt Tomasello zu folgenden Annahmen: Der Säugling "teilt die Intention" heißt: Er macht einen Unterschied zwischen der *Handlung* und der Handlungs*absicht*. Im Gegensatz zu allen anderen vergleichbaren Primaten (Tomasello führt ja auch umfangreiche Studien an nicht-menschlichen Primaten in Leipzig durch) haben wir es mit einer eigenartigen *triadischen* Situation zu tun: Der Säugling, dem Erwachsenen und dem intendierten Ziel der Handlung des Erwachsenen, das der Säugling (obwohl es für ihn selbst ganz irrelevant ist) "versteh", oder "teilt". Im Gegensatz zu allen anderen Primaten, die offensichtlich immer nur Handlungen dyadisch "verstehen", indem sie Armbewegungen kopieren oder imitieren, bezieht der Säugling das Handlungsgeschehen des Erwachsenen auf ein "Ziel", eine Intention, hin, das er vom Handlungsgeschehen selbst unterscheidet. Andere höherstehende Säugetiere, die bereits zu mancherlei instrumentellen Handlungen fähig sind, beziehen alles beobachtete Handlungsgeschehen hingegen immer direkt auf sich. In zahllosen experimentellen Studien wird immer wieder auf diese *triadische* Verstandsstruktur des Säuglings ab der sog. 9-Monats-Revolution hingewiesen.

Ein weiteres sehr wichtiges Ergebnis der Studien von Tomasello ist Folgendes: der Säugling "zeigt" auf den Schrank hin, mittels einer "Geste" (er hat ja noch keine Sprache und kennt das Wort "Schrank" nicht). Das "Zeigen auf den Schrank" ist daher eingebunden in ein komplexes Handlungsgeschehen, in welchem der Säugling "dem Erwachsenen etwas zeigen will", er *intendiert* etwas. Das "Zeichen" für den Gegenstand (Schrank), die Geste mit bezeichnender oder "semantischer" Funktion, ist also *von Beginn an* fundiert in ein *Handlungsgeschehen mit einer Intention*. So ist es auch beim Spracherwerb: Wir lernen nicht einfach die semantische Bedeutung eines Wortes, z.B. „Ball“, sondern das Kleinkind lernt zu sagen „Ball“, wenn es meint: „Gib den Ball!“ oder „Ich will den Ball haben.“ Die semantische Funktion hat immer eine "Bedeutung" *für* den Säugling. Und er versteht, daß ein Gegenstand oder eine Information für den Erwachsenen eine Bedeutung hat.

Das experimentelle Beispiel zeigt also, daß die Geste nicht nur einen "Reiz" darstellt, sondern daß die Geste sowohl für den Säugling wie für den Erwachsenen etwas bedeutet und daß die beiden ihre Intention "*teilen*", nur dann ist die Geste "*verstanden*", sagen wir. Der Säugling "will" innerhalb dieser triadischen Systematik des Verstehens, daß der Erwachsene seine Geste "versteht". (Genauer gesagt: Der Säugling setzt Zeichen in "logische Funktionen", deiktische Funktion, Zeigen auf Schrank, attribuierende Funktion = "dem Erwachsenen zeigen" etc.)

Das Experiment von Tomasello führt also zu der These, dass das Kleinkind nur in intersubjektiven Handlungsvollzügen so etwas wie Sprechen erwirbt, indem es zunächst die Handlungen anderer unterscheiden lernt in den Handlungsvollzug und die damit verknüpfte *Intention* des Handelnden. Daß dafür auch biologische, ja genetische Voraussetzungen gegeben sein müssen, versteht sich von selbst. Aber die biologischen Voraussetzungen sind deswegen nicht *hinreichend* zur Erklärung des Spracherwerbs und damit der Tatsache der Fähigkeit, die Intention eines anderen zu teilen. Ohne *intersubjektive* Handlungsvollzüge, ohne in solche Handlungsvollzüge eingebunden zu sein lernt kein Säugling Sprechen, wie grausame Experimente schon in früheren Zeiten gezeigt haben. Zur physikalischen und biologischen Ausstattung muß also notwendig etwas *hinzukommen*, was beide, die physikalische wie die biologische Ausstattung, nicht *hinreichend* erklären können. Dieses Surplus ist also die *menschliche Sozialität*, durch welche es Kleinkindern ermöglicht wird, an der Welt kommunikativer Vollzüge mittels Symbole teilzunehmen. (LAD: 2-7. Lebensjahr)

„Mittels Symbole“ sagte ich ganz allgemein. Sehen wir uns noch einmal unser Beispiel an: Noch vorsprachlich deutet der Säugling auf etwas hin mit seiner Geste, die auf den Schrank zeigt. Hier wird also der Erwachsene der hinweisenden Geste mit Blicken folgen, nicht die Geste selbst *wiederholen*. Wir kennen das aus anderen Experimenten mit Säuglingen, die – im Gegensatz zu nichtmenschlichen Primaten – stets besonders dem *Blick* der Mutter folgen statt – wie die nichtmenschlichen Primaten – die Geste *selbst nachahmen* zu wollen. Der Sinn der Geste ist für den Empfänger nicht die *Nachahmung* derselben, sondern *Verweis auf ein Drittes*. (Übrigens scheint hierfür auch die phylogenetische Einzigartigkeit der großen Sklera, Augenweiß, des menschlichen Auges eine Voraussetzung zu sein, die bei nichtmenschlichen Primaten fehlt.)

Nun, verlassen wir nun das Beispiel und fragen nach der isoliert semantischen Funktion der Zeichen: Wenn wir z.B. im Kontext des Pflanzenunterrichts lernen, was unter „Tulpe“ verstanden werden soll, so lernen wir den semantischen Wert des Wortes, seinen Gebrauch zur Bezeichnung eines Gegenstandes auf den ich z.B. verweise. Ich könnte auch sagen, die „Information“. Ich erhalte im Kontext eines Unterweisungsgeschehens eine bestimmte

Information und vermag also die Information vom Verweisungsgeschehen selbst abzutrennen (z.B. daß ich die Tulpe haben will).

Das geschieht immer dann, wenn wir z.B. das im mündlichen Gespräch Gesagte *ablösen* von dem Handlungsgeschehen (der Performanz) des Gesprächs und einfach schriftlich fixieren. Der schriftlich fixierte informative Gehalt nimmt keinerlei Rücksicht auf die *individuelle Befindlichkeit und den Lebensvollzug* des Lesers. Die Erfindung der Schrift (seit ca. 6.000 v.Chr.) - zumeist Aufzeichnungen für die Lagerhaltung von Waren für den Besitzer - war ein entscheidender Kulturschritt der Menschheit, der darin bestand, den informativen Gehalt von der Performanz der Gesprächssituation abzulösen. Der Vorteil liegt auf der Hand: Die Schrift ermöglichte die materielle Fixierung (zunächst auf Ton) der Information, ist ein Mittel gegen das Vergessen, hat unendliche Vorzüge gegenüber der Fluktuanz der Mündlichkeit.

Auf der anderen Seite begann gerade zum Zeitpunkt der Einführung der Vokalschrift in Griechenland auch die Skepsis gegenüber der schriftlichen Fixierung (s. Platons sog. Schriftkritik im Dialog ‚Phaidros‘). Das schriftlich Fixierte ist nicht *adressatenbezogen*, es fehlt hier gerade der *Bezug* auf das Gegenüber, *dem* etwas mitgeteilt werden soll. Und so wie alles biologisch Seiende eine je bestimmte historische Identität und einen je bestimmten eigenen Lebensvollzug hat, weswegen ein und dieselbe "Information" zu verschiedenen Zeitpunkten durchaus ganz unterschiedliche Bedeutung haben kann für den bestimmten Lebensvollzug eines Lebewesen (gute Tierärzte wissen das zu berücksichtigen), so gilt das noch mehr und eben *systematisch* ganz anders für den *menschlichen Lebensvollzug*. Der Mensch hat ja nicht nur eine *biologische* Identität, sondern auch eine *kulturelle*, eben durch die intersubjektiv konstituierten, also *sozial konstituierten Symbole*, mit denen er kommuniziert, die ihm so etwas wie Bewußtheit und Ichheit, ja sein Selbstverständnis überhaupt erst ermöglichen. (Niemand wird einem 80jährigen und einem 8jährigen, die an einer todbringenden Erkrankung leiden, diese Nachricht in gleicher Form eröffnen, niemand einer Oma im Oberbayerischen und einem kenntnisreichen Internisten.)

Wir kommen damit zu den Konsequenzen unserer Ausführungen, die doch so ganz allgemein begannen mit der Unterscheidung von physisch, biologisch und anthropologisch Seiendem. Eine Stein ist *in* der Welt, Lebewesen *haben* eine (für sie je spezifische) *Umwelt* und befinden sich immer in einem bestimmte Lebensvollzug, der spezifisch *anthropologische* Lebensvollzug hingegen ist geprägt durch intersubjektiv, *sozial konstituierte Symbolsysteme* (sprachlicher, gestischer Art etc.). Der Mensch *ist* selbst eine *individuelle Welt, der darum auch noch weiß*. Wenn es nicht nur um die zeitliche Konservierung von Nachrichten, um die technische Übermittelbarkeit über große Entfernungen von Informationen

geht, sondern wenn es konkret um die bestimmte "Bedeutung" einer Information *für* ein bestimmtes individuelles Lebewesen geht, so hat der Arzt eben genau dies mit dem Patienten zu besprechen: Der Arzt, der sich zunächst wohl kundig macht bzgl. der Diagnose, wird das Ergebnis der Diagnose dem Patienten weitergeben mit Blick auf *dessen konkreten Lebensvollzug* (bzgl. Alter, Geschlecht, seine soziale oder auch intellektuelle Befindlichkeit). Er wird - bestenfalls - mit dem Patienten auch die "Bedeutung", die die Information für ihn in seinem Lebensvollzug hat (die kann aus Sicht des Arztes ganz anders sein als aus Sicht des Patienten) gemeinsam besprechen. Die analytische Arbeit der Diagnose wird in der ärztlich-therapeutischen Praxis also verknüpft mit der synthetischen (verknüpfenden) Arbeit des konsiliarischen Gesprächs. Hier geht es darum, die analytisch erarbeitete Information auf die Bedeutungshaftigkeit für den individuellen Lebensvollzug des Patienten mit diesem zu besprechen (hier hat der Arzt keinen Informationsvorsprung, sondern muß die konkrete Situation des Patienten erfragen, um mit dem Patienten die Bedeutung der Diagnose für dessen Lebensvollzug zu besprechen). Die Fähigkeit dazu mag individuell verschieden sein, psychotherapeutische Ausbildungsgänge spielen hierbei natürlich eine große Rolle. Das ist aber ein anderes Thema bzgl. des *Erwerbs* bestimmter ärztlicher, spezifisch therapeutischer Kompetenzen und Fähigkeiten.

Unsere Überlegungen dienen hingegen einem anderen Zweck: Wir wollen den *systematischen Ort* ausfindig machen, wodurch das "ärztliche Gespräch" (in der Humanmedizin) seine *Spezifik* erhält - ganz ungeachtet der psychologischen Fähigkeiten des einzelnen Arztes - : Die Heilkunst (auch des Tierarztes) nimmt Bezug darauf, daß für das Lebewesen eine Information eine bestimmte Bedeutung in seinem Lebensvollzug hat (das gilt auch für den Tierarzt), der Humanmediziner nimmt darüber hinaus in seiner therapeutischen Praxis Bezug darauf, daß der konkrete Lebensvollzug des Gegenüber geprägt ist durch ein Selbstverstehen, ein bewußtes Sich-selbst-Haben, also durch Bewußtsein und Ichheit, das nur durch sozial konstituierte Symbole (Zeichensysteme) ermöglicht ist, die ihrerseits historisch sind und "hermeneutisch verstanden" sein wollen. Der "Patient" wird hierbei als in seiner Persönlichkeit prinzipiell gleichgestelltes, intaktes, entscheidungsfähiges und gesundes Subjekt angesetzt (andernfalls verschiebt sich das "ärztliche Gespräch" zu einem ärztlich-psychiatrischen Gespräch). Das gemeinsame Besprechen der "Bedeutung" einer "Information" im therapeutischen Gespräch bewirkt *daher* in der Regel auch eine Änderung der Befindlichkeit und des Lebensvollzuges des Patienten. Indem hier Rücksicht genommen wird auf das Handlungsgeschehen, in welchem die "Information" eingebunden ist, wird das ärztliche Gespräch mit dem Patienten nicht mehr nur "informativ", sondern "transformativ": Es hilft zu einer realen Veränderung (erhofften Verbesserung) des Lebensvollzuges und besteht nicht nur im kognitiven Erfassen einer "Information".

Eine Information gehört immer *in* ein Drama des Lebensvollzuges und ist insofern nur *Teil des kommunikativen Geschehens*. Der intersubjektiv über kommunikative Systeme dem Bewußtsein und Ich vermittelte Weltbezug des Menschen ist die notwendige "*Einbettung*" aller Information. Die Rede vom Informationszeitalter unterschlägt diese Bedeutung des *lebens-notwendigen* Prozesses für das "Haben von Information". (Das scheint ein prinzipielles Defizit unseres "Informationszeitalters" zu sein.)

Das ärztliche Gespräch besteht also seiner Systematik, seiner Spezifik nach darin, eine "Information" (einen thematischen Gehalt, also einen "allgemeinen Sachverhalt") in ein *individuelles* Leben einzubetten, es besteht also darin, den thematischen Gehalt in seiner *Bedeutung* für den individuellen, biologisch und vor allem *symbolisch-kulturell* vermittelten Lebenslauf des Patienten mit diesem zu besprechen (das macht natürlich kein Tierarzt). Die Fähigkeit zu diesem Tun überläßt die medizinische Fachausbildung zumeist nur dem "persönlichen Händchen" des Arztes. Das ist deswegen problematisch, weil das Problem des ärztlichen Gesprächs in der *humanen Systemlage* selbst gründet. Nur daher hat also auch das ärztliche Gespräch eine "Systematik". Die Frage nach eben dieser Systematik unterscheidet sich völlig von der Frage nur nach der persönlichen Begabung eines Arztes.

In der modernen Sprach- und Medientheorie ist der Unterschied zwischen dem Informationsgehalt einer Rede und Ihrer Bedeutung für den Verstehenden, also der Einbettung der Information in das performative Geschehen des Lebensvollzugs des Verstehenden von fundamentaler Bedeutung. Wir lernen ursprünglich (beim kleinkindlichen Spracherwerb) *immer und notwendig* im Kontext der performativen Funktion von Sprache (übrigens in der linken Gehirnhälfte) und erst später (beim Erlernen von Fremdsprachen mittels Lexika und Grammatiken, z.B.) im Sinne der auf den semantischen Gehalt verkürzten Funktion von Sprache (in der rechten Gehirnhälfte). Die entscheidende Einsicht in die gesprochene Sprache (im Gegensatz zur schriftlich fixierten Schrift) ist die, daß wir im konkreten Gespräch (in performativer Hinsicht) grundsätzlich und immer, also notwendig mehr "kundgeben", als wir de facto "sagen".

Man sieht nun, daß sich dahinter ein systematisches Problem von Sprache und Kommunikation verbirgt, das auch und gerade für die Systematik des ärztlichen Gesprächs fundamental ist. Wenn man sich nur auf den „informativen“ Prozess beschränkt in der Kommunikation, ist die Medizin quasi bloß „skriptural“; das konsiliarische Gespräch hingegen ist – weil mündlich und in Resonanz mit dem Patienten stehend – performativ, ja transformativ. So lautet

schon Platons Kritik an der Schrift im Dialog Phaidros. Die Schrift ist eine „verkürzte“ Funktion des Gesprächs als eines eigentlich *transformativen* Geschehens, indem sie, die Schrift, immer nur „das gleiche sagt“, eben die bloße *Information*, ohne ihre Bedeutung.

Zusammenfassend kann man sich merken: Das "ärztliche Gespräch" ist das systematische Zentrum zwar nicht der Medizin, wohl aber der Humanmedizin.

Der Ausbildungsgang der Human-Medizin ist zwar vollgestopft mit Information, er ist "*theorie*-intensiv". Aber der Ausbildungsgang der Human-Medizin hat dennoch starke *Reflexions*-Defizite. Worin besteht die wissenschaftliche Systematik und die spezifische Eigenbestimmtheit der human-medizinischen Heil-"Kunst"? Diese medizin-philosophische oder medizinreflexive Aufgabe muß die Human-Medizin selbst lösen, – das kann sie sich nicht von außen, z.B. der Philosophie, vorgeben lassen. Das ist ein eigenständiges medizin-*internes* Problem. Wir können damit auch sagen: philosophische Reflexion ist ein *Teil* der Human-Medizin selbst. Deswegen gab es früher auch einmal ein "Philosophicum" für Mediziner.

[\[Inhaltsverzeichnis\]](#)

Zum Begriff der (Human-)Medizin

Wie soll man das verstehen, - "Human"-Medizin?



"Human-Medizin" ist ein geläufig gebrauchtes Wort, ein allgemein bekannter Begriff, so scheint es. Was jedoch allgemein "bekannt", ist deswegen noch nicht auch "erkannt", wie Hegel einmal sagte.

Der Zusatz "Human" deutet zunächst darauf hin, daß es wohl auch andere "Arten" von Medizin gibt. Denken wir an "Veterinärmedizin", vielleicht an "Labormedizin" etc., neuerdings vielleicht auch an "digital-" oder "online"-Medizin, wenn man auf online-Kliniken anklicken kann: "Gewünschte Behandlung wählen", "Medizinische Angaben tätigen" und "Behandlung wird per 24h Express versandt".

"Medizin" scheint ein Gattungsbegriff zu sein, unter den die vielen Arten fallen. So, wie wir sagen könnten: Ein Stück Ziegenkäse, Sokrates und der Mond fallen unter die Gattung der "weißen Dinge". Wir können also alles Mögliche unter beliebig gewählte sog. "Allgemeinbegriffe" subsumieren.

Oder gibt es einen sachlichen Fokus, der all diesen unterschiedlichen Dingen "gemein" ist, der ihnen "zugrundeliegt", der die "Voraussetzung" dafür ist, daß wir etwas überhaupt "Human"-Medizin nennen und nennen können?

Das erinnert natürlich an den großen mittelalterlichen Nominalismus/Realismus-Streit, hinter dem ein urplatonisches Problem steckt: Die Frage nach dem Status des "Allgemeinen", der "Idee" von "Human"-Medizin.

Wir benötigen also einen zureichenden Begriff von "human" und befinden uns damit mitten in der philosophischen Anthropologie, wie Wolfgang Riedel schon erläuterte. Die klassische Anthropologie versuchte, mit nur dem Menschen *eigentümlichen* Eigenschaften ("sprachbegabt", "vernunftbegabt", etc.) zu klären, was denn eigentlich das Spezifische, das nur den Menschen *als* Menschen Auszeichnende war. Neben der Abgrenzung zunächst des Lebendigen vom rein Physikalischen - schon problematisch genug - suchte man dann das spezifisch Humane innerhalb des Lebendigen zu bestimmen (eine Beschreibung dieser Versuche von Aristoteles über Kant bis hin zu Scheler und Plessner z.B. kann ich hier aus Zeitgründen nicht leisten). Spätestens im Vergleich zu höheren Tieren schreit der Zuhörer: "Das kann aber mein Walli auch". Und wie steht es dann mit Kleinkindern, Debilen und sonstigen Behinderten im Vergleich zu aufgeweckten Primaten. Das sind dann geradezu klassische Streitverläufe in der Diskussion um die Sonderstellung des Menschen im Tierreich.

Vielleicht versuchen wir es einmal mit der Abgrenzung der Human-Medizin zur Veterinärmedizin und – auf der anderen Seite – der online-medicine. Da schlage ich zunächst vor, das Gemeinsame der Humanmedizin mit der Veterinärmedizin auf der einen, und dann das Gemeinsame der Humanmedizin mit der online-medicine aufzusuchen.

Auch Tiere werden krank, medizinisch behandelt, operiert, ja ein guter Tierarzt erkundigt sich auch über die Vorgeschichte und Lebensweise des Tieres, vor allem bei größeren Tierarten liegt dies schon im Eigeninteresse des Tierarztes. Wenn Sie einen katalanischen Riesesel – und Esel sind außerordentlich individuell gestrickt – behandeln, empfiehlt es sich, sehr genau auf den individuellen Charakter des Tieres einzugehen, bevor Sie z.B. versuchen, ihm den Huf aufzuheben. Da kann es durchaus passieren, daß der Esel vorweg den behandelnden Arzt nicht "riechen" kann, er mag ihn halt nicht, einen anderen hingegen schon. Sie sehen, selbst "psychologische" Aspekte spielen eine große Rolle auch beim Veterinärmediziner, ebenso wie lebensgeschichtliche ("wie ist das Tier aufgewachsen, erzogen, welche Umwelt ist es gewohnt etc.?").

Die ganze *medizinische* Seite (OP in Narkose, Medikation, Labormedizin etc.) kennt und praktiziert der Veterinärmediziner prinzipiell vergleichbar wie der Humanmediziner.

Wie steht es mit der online-Medizin? Sie tätigen ihre "medizinische Angaben" und wählen "die gewünschte Behandlung", wie es dort heißt. Sicherlich dienen die "medizinischen Angaben" der Diagnose und Sie erhalten sogar diverse Behandlungen angeboten, von denen Sie sich eine aussuchen können. Vielleicht sitzt auf der anderen Seite des Computers nicht einmal eine Person, die die "medizinischen Angaben" liest und versteht, sondern diese werden automatisch in vorprogrammierte Schubladen einsortiert. Das wäre angesichts der Mrd. von Menschen auf unserem Globus sicherlich eine prächtig effektive "Hochleistungs"medizin. Vielleicht kommt dann noch ein extrem leistungsfähiger Roboter ins Haus und erledigte die operativen Eingriffe gleich zuhause. "Horrorszenario", denken Sie? So bietet die website von euroclinix.de z.B. bei vorzeitigem Samenerguß, an dem angeblich 30% der Männer leiden, eine Behandlung an, "ohne daß hierzu ein (als peinlich empfundener) persönlicher Kontakt nötig ist". Auf diese "Peinlichkeit" ("das ärztliche Gespräch") komme ich gleich zurück. Das Rhön-Klinikum wird laut FAZ vom 27.2.2016 den digitalen Assistenzarzt einführen, um bei der Erstaufnahme Kosten zu sparen.

Irgendwie, so scheint es, kommt dann unserem Allgemeinverständnis von Humanmedizin der Veterinärmediziner dem Humanmediziner näher als der online-"Mediziner", der selbst als menschliche Person zu verschwinden scheint.

Das unaufhebbar Unterscheidende jedoch scheint gerade der Punkt zu sein, wo der Humanmediziner sich mit dem Patienten in einem Gespräch befindet, über die Diagnose und die Folgen für die Therapiewahl spricht und beide versuchen, eine für den individuellen Lebensweg des Patienten sinnvolle Therapie zu finden. Denn nicht jede faktisch gleich erscheinende Erkrankung kann bei ganz unterschiedlichen Patienten und Lebensverläufen die gleiche Behandlung erfordern. Die Funktion des "ärztlichen Gesprächs", ausgerechnet dieser am niedrigsten bewerteten ärztlichen Tätigkeit durch die Krankenkassen, gibt uns also vielleicht einen Anhaltspunkt, wo wir sinnvoll und fruchtbar weiterfragen können nach dem Spezifikum dessen, was wir "Humanmedizin" nennen. Das "ärztliche Gespräch" (diese Peinlichkeit) dient mir nun als Leitfaden für den zu bestimmenden Sachbegriff des Humanum, wenn wir darunter – wie gesagt – nicht nur eine beliebige allgemeine Worthülse verstehen wollen.

Nun, zurück zu dem Problem der klassischen Anthropologie und der Unterscheidung von Mensch und Tier. Traditionell wird hier "eigenschaftslogisch" argumentiert, wir können auch sagen "ausstattungslogisch": Es werden dem Menschen als Biologicum spezifische "Merkmale" zugeordnet, die Tiere nicht (oder nur annähernd und in geringerem Grad) haben. So spricht man zum Beispiel von "vernunftbegabt", "sprachbegabt" als solche nur dem Menschen eigentümlichen Ausstattungsmerkmale, ohne zu bemerken, daß man sich damit auf argumentatives Glatteis begibt. Als Ausstattungsmerkmale nämlich denkt man sich solche Sonder-eigenschaften unbemerkt wie einstellige Prädikatoren wie z.B. "rot", "3 kg schwer" etc. Und gerade damit argumentiert man selbst "biologisch", d.h. man behandelt komplexe Problemstellungen wie einfache Fragen nach der Merkmalsausstattung von etwas, wie die Taxonomie in der Biologie.

Am Beispiel des Spracherwerbs sei dies verdeutlicht: "Der Mensch ist sprachbegabt", das sagt man so dahin. Das scheint ein Ausstattungsmerkmal "am" Menschen zu sein. Nun hat der Mensch fraglos eine Reihe biologischer und neurophysiologischer Voraussetzungen für den Spracherwerb, die unabdingbar notwendig für den Spracherwerb sind. Gleichwohl gelingt der Spracherwerb niemals, wenn der heranwachsende Mensch nicht in eine aktuell lebendige Sprachgemeinschaft von den der Sprache bereits Mächtigen eingeführt wird (das Zeitfenster dafür liegt in der Regel zwischen dem 2. und 5. Lebensjahr, danach ist der Spracherwerb nicht mehr möglich; übrigens vollzieht sich der primäre

Spracherwerb in der linken Gehirnhälfte im engen Kontext mit dem Emotionszentrum, das Erlernen der Schriftsprache mit grammatischen Regeln, definierten semantischen Funktionen etc. sowie von Fremdsprachen in der rechten Hirnhälfte).

Dasgleiche gilt für solche sog. "Ausstattungsmerkmale" wie "vernunftbegabt", "homo symbolicus" (E. Cassirer), "homo politicus" (Aristoteles, H. Arendt), "homo oeconomicus" (M. Weber) "homo excentricus" (H. Plessner) , I. Kant spricht immer von "Vermögen", etc. - die Reihe ließe sich fortsetzen. Immer wird als festes Ausstattungsmerkmal gesetzt, was jedoch nur und ausschließlich intersubjektiv im sozialen Geschehen vom einzelnen erworben wurde. Genau das läßt sich mit eigenschaftslogischen Prädikatoen, also sog. einstelligen Prädikatoen, *nicht* darstellen, sondern nur in mehrstelligen Prädikatoen (wie z.B. "lieben sich", ein zweistelliger Prädikator, oder "liegt zwischen", ein dreistelliger Prädikator, etc. Ein Satz wie "Würzburg liegt zwischen Nürnberg" ist ein offensichtlich sinnloser Satz im Gegensatz zu "Würzburg liegt zwischen Nürnberg und Frankfurt"; sehr anschaulich wird das logische Problem bei der gemeinhin üblichen Ausdrucksweise: "zwei und zwei *ist* vier", natürlich ist "vier" nicht die *Eigenschaft* von "zwei und zwei", sondern "zwei und zwei" und "vier" sind *äquivalent*, ein zweistelliger Prädikator, "sein" – prädikatives "sein" – wird nicht nur mannigfach, sondern *logisch different* ausgesagt, wie Aristoteles in Met. IV 1 zurecht sagt).

Man kann diese Rede von "Ausstattung", "Merkmal", "Eigenschaft" nun nur als sprachliches Kürzel und als sprachliche Ungenauigkeit abtun; gleichwohl verbirgt sich hier eine gedankliche Unschärfe, die erhebliche systematische Fehleinschätzungen zur Folge hat, die eben auch ein logisches Pendant hat. Wechselseitige Beziehungen kann man nicht "eigenschaftslogisch" fassen. Daher kommt es auch immer wieder zu Mißverständnissen im Erfassen systemlogischer Kontexte (z.B. in der Theorie der Biologie, Kybernetik, Physik ebenso wie in anderen systemtheoretischen Kontexten, z.B. der Soziologie Niklas Luhmanns).

Ich knüpfe hier an eine aristotelische Überlegung an, die vom Vorrang der *enérgeia* vor der *dýnamis* handelt. Ich bleibe bei dem Beispiel des Spracherwerbs: Da es zwar notwendige biologische Voraussetzungen für den Spracherwerb gibt (neurophysiologischer Art, Kehlkopfabenkung etc.), zur Realisierung des Spracherwerbs aber die intersubjektive Einführung in das Sprechen (im Sprachakt) allein auch "hinreichend" ist, kann man präzise nicht sagen: "Der Mensch hat das Vermögen zu sprechen." Denn "der Mensch", der einzelne Mensch ist also genau genommen nicht "vermögend", kraft seiner nur biologischen Ausstattung "vermögend", das Sprechen zu erwerben - es sei denn, andere, bereits der Sprache Mächtige führen ihn in das Sprechen ein.

Hinter der "sprachlichen Ungenauigkeit" verbirgt sich in der Tat ein grundsätzlicher Irrtum: Einmal nämlich sprechen wir vom "Menschen" als einem biologischen Wesen, einmal sprechen wir vom Menschen als einem "Kulturwesen". Das eine Mal sprechen wir im Sinne der Gattungslogik, das andere Mal von einem durch seine individuelle Sozialisationsgeschichte geprägten je einmaligen Kulturwesen.

Es ist die Alltagssprache, der wir hier auf den Leim gehen und die sprachlich keinen Unterschied macht zwischen einem angeborenen Ausstattungsmerkmal einerseits und nur durch intersubjektive, also historisch geprägte und individuell im Laufe seiner Biographie erworbene Befähigungen andererseits. Und die sind eben nicht das, was allen "gemeinsam" ist, sondern uns individuiert. (Ich lasse jetzt beiseite, wieweit die europäischen Sprachen abhängig sind von der unsere Tradition prägenden lateinischen Grundunterscheidung Substanz/Attribut, eine kategoriale Grundunterscheidung, die sich nur bedingt auf das Altgriechische berufen kann.)

Wir können unser Problem auch in die Frage fassen, ob "Kultur" auf "Biologie" reduzierbar ist oder etwas unableitbar Eigenes darstellt.

Man kann sich die Problematik auch deutlich vor Augen führen in der berüchtigten Frage nach der Begründung von Art. I des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland: Das deutsche Volk hat sich folgendes GG gegeben (also gültig für das deutsche Volk, so deutlich in der Präambel): "Die Würde des Menschen ist unantastbar." (Ein universaler Anspruch innerhalb eines national begrenzten Geltungsbereichs.) Wie hat man das zu verstehen: Hat die - biologische - Gattung Mensch Würde, der "Mensch als Mensch" (wie viele sagen) oder doch nur der einzelne individuelle Mensch? Worin besteht nun eigentlich das "Einzelne" des einzelnen Menschen?

Kommen wir noch einmal zurück auf das Paradebeispiel des Spracherwerbs: Mittels des Spracherwerbs erlernen wir im sozialen Gefüge Fremd- und Selbstattribution. Was hier so einfach als entwicklungspsychologische Frage erscheint, enthält in Wahrheit ein hochintraikates philosophisches Problem: Mittels erlernter Zeichensysteme ordnen wir etwas jemandem zu (z.B. die Heilkunst dem Arzt), ebenso ordnen wir aber auch uns selbst etwas zu (z.B. mir die "Schmerzen"). Indem wir beginnen, zusammen mit dem Spracherwerb (ein soziales Geschehen kommunikativer Art mittels symbolischer Zeichensysteme) gegen Ende des zweiten Lebensjahres uns selbst in eine bewußte Beziehung zu setzen zu anderen und zu uns selbst, indem wir mittels Zeichen etwas anderen und uns selbst attribuieren, treten wir aus der unmittelbar erlebten Gemeinschaft als "Ich" heraus, die Ich-Werdung ist außerhalb solcher kommunikativer Prozesse

mittels symbolischer Zeichensysteme gar nicht möglich, ebenso wenig die Bewußtwerdung. Der Ich-Bezug eines Selbst ist daher keine biologische Eigenschaft des Biologicum Mensch (keine Naturausstattung), sondern ist generiert von der menschlichen Gemeinschaft, ist - wenn man so will - ein "Soziologicum". Das war gemeint in der Frage, ob sich soziologisch Konstituiertes (und damit Kulturelles) auf Biologisches reduzieren läßt.

Der Kranke hat nicht nur eine Erkrankung, sondern ordnet sich auch die Krankheit zu, das ist eine fundamentale logische Leistung. Er attribuiert *sich* die Erkrankung, einem individuierten einzelnen Lebensverlauf. Man sagt daher: "Ich habe Kopfschmerzen" - und nicht "sind Kopfschmerzen eine Ansammlung von Molekülen in jemandes Gehirn", wie ein Neurobiologe selbstironisch sagte. Die Erkrankung steht daher immer in einem Lebenskontext. Das hat eine Therapie, ein therapeutischer Arzt, grundsätzlich zu berücksichtigen. Andernfalls wäre das therapeutische Geschehen ein bloß technischer Eingriff, eine *Subsumtion eines einzelnen Falles unter eine allgemeine Regel*. Die Subsumtionslogik kann aber nur funktionieren, wenn der Einzelfall aus seiner *Eingebettetheit in einen individuellen Lebensverlauf* herausgelöst wird (wie im kuriosen Beispiel der online-Klinik). Das führt dann zu der losen Rede von der Medizin als einem bloßen Reparaturbetrieb (im Prinzip durch Computer ersetzbar).

Was die Krankheit aber für den Patienten "bedeutet", das ist neben der rein medizintechnischen Arbeit eine Frage des Verstehens, also eine "hermeneutische" Aufgabe des Arztes, die er nur im "ärztlichen Gespräch" wahrnehmen kann (die faktisch diagnostizierte Erkrankung mit Blick auf den individuellen Lebensverlauf des Patienten zu "reflektieren" - eine Aufgabe, deren systematischen Kern Immanuel Kant in der KdU damit auch der "reflektierenden Urteilskraft" zuweist).

Was wollen wir also präzise unter „Human-Medizin verstehen? Wir gehören sowohl der physischen, chemischen (auch die chemische Welt übrigens läßt sich nicht ohne weiteres auf die physische reduzieren, s. Robert Laughlin, den Nobelpreisträger für theoretische Physik), biologischen und sozialen Welt an, wir sind Mitglieder in verschiedenen Welten. Wir gehorchen damit den Gesetzen der Physik, tragen Stoffeigenschaften, die uns die Chemie lehrt, sind Organismen wie alle anderen Organismen (reproduzieren uns in endlichem Zeitverlauf im Austausch unserer Stoffe mit der Umwelt, Ernährung, Fortpflanzung, Tod), wir konstituieren uns wechselseitig – dies zuletzt – mittels *symbolischer und also arbiträrer* Zeichen, die immer historisch sind, als Ich-haft, bewußtseinsfähig, als

wohlunterschiedene Individuen im zeitlich einmaligen, nicht-reproduzierbaren Verlauf unseres Daseins. Dies ist ein individueller historischer Kulturprozess.

„Der Mensch erzeugt den Menschen“ (anthropos anthropon genná) sagt Aristoteles, aber eben nicht nur biologisch als eine Art unter den anderen Arten, sondern eben auch als *Subjekt und Kulturwesen* (als ein aus der Lebensgemeinschaft herausgetretenes einzelnes Individuum), das sich mittels symbolischer Zeichen von anderen unterscheidet und der Fremd- und Selbstattribution fähig gemacht wurde. Eben diesen Sachverhalt berücksichtigend unterscheidet sich der Human-Mediziner vom Veterinärmediziner und vom online-„Mediziner“, - eben durch das *resonante ärztliche Gespräch*. Auf es *hin* ist alle Human-Medizin zuletzt focussiert und gerichtet, "peinlich" nur für die, die diesen leitenden focus durch technische, ökonomische oder andere Zielsetzungen ersetzen möchten. Nur das resonante ärztliche Gespräch kann einen aufgrund eines wissenschaftlichen Befundes mit dem Patienten besprochenen Therapieplan sinnvoll in das Ganze eines je einmaligen, individuellen Lebensverlaufes einbetten.

[\[Inhaltsverzeichnis\]](#)

Abenteuer 'Mensch' - Das Lebewesen der Zeichenwelt



Berühmt ist der Ausspruch Immanuel Kants, womit er das Ergebnis seiner gesamten Philosophie zusammenfaßt: Die großen Grundfragen des Menschen: Was kann ich erkennen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? laufen in der einzigen Frage zusammen: Was ist der Mensch?

Mit dem Titel "Abenteuer Mensch" ist schon gesagt, daß wir uns selbst der wichtigste Forschungs"gegenstand" sind, bekannt und unbekannt. Mit dem Untertitel "Das Lebewesen der Zeichenwelt" wird der Mensch in den Zusammenhang gestellt mit den Begriffen "Lebewesen" und "Zeichenwelt". Beide Begriffe sind, wie die letzten 50 Jahre gezeigt haben, vielumstritten in der Forschung. Ganze Forschungszweige hängen an diesen Themen.

Daß der Mensch ein Lebewesen ist und in einer Welt der Zeichen lebt, wird man kaum bestreiten wollen – und doch ist es nicht einfach zu verstehen, was etwas dazu macht, ein "Lebewesen" zu sein, und zu bestimmen, was es heißt, daß dieses Lebewesen in einer "Welt der Zeichen" lebt.

Damit treten wir in zwei große Themenfelder, der Diskussion um den strengen Begriff von "Leben" im Gegensatz zum bloß physischen Dasein (eines Steins z.B.) und der Diskussion um die "Medien" (Sprache, Gesten, Schrift, Musik etc., kurz: um seine Audio-Visualität), mittels deren wir mit der Welt und unseren Mitmenschen leben.

Ja, mehr noch: *Nur* in Zeichenwelten bezieht sich das Lebewesen Mensch auf Welt und Mitmensch, nur in und mittels von Zeichen lebt der Mensch *als* Mensch, – so die moderne Medienphilosophie. Er *wird* also eigentlich erst Mensch durch kommunikative Mediensysteme.

Nun können wir uns in einer kleinen Sitzung nicht wirklich gründlich mit solch fundamentalen Fragestellungen befassen und ich kann hier nur kleine Anregungen geben. Ich werde also weniger einen linearen Text vortragen, nur zu Beginn eine kleine Einführung, am Ende eine Zusammenfassung. Im Hauptteil werden zentrale Forschungsergebnisse aus ganz unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen vor- und nebeneinander gestellt, aus der Biologietheorie, der Neurobiologie, der Paläoanthropologie, der Kleinkindforschung, der Sprachentstehungsforschung, der Medientheorie etc. Hier springen wir ein wenig hin und her. Wie steht das alles zusammen? Vielleicht läuft das alles in eine Zielrichtung? Bildet das alles ein Ganzes? Steht das alles nur einfach so

nebeneinander (wie ein Haufen Steine so nebeneinander liegt), oder gibt es hier einen *systematischen* Zusammenhang, ein systemlogisches Ganzes.

Das klingt recht einfach, und doch liegt hier ein gewaltiges Problem: Ein echtes Ganzes besteht aus vielen Teilen, die sich wechselseitig aufeinander beziehen und sich wechselseitig bestimmen, – genau das tut eine bloße Summe von Teilen nicht. Zur Identität eines Ganzen nämlich gehört nicht nur die Identität der Teile, sondern gehört auch die Identität der charakteristischen Zusammensetzung des Ganzen. Diese kleine (kantische) Überlegung ist wichtig für den Begriff des "Lebens", genauer: den Begriff eines "Organismus", bei dem sich alle "Teile" wechselseitig in einer bestimmten Ordnung und im Stoffwchelsaustausch mit der jeweiligen, dem Organismus eigenen Umwelt befinden. Das ist bei einem Haufen Steine eben nicht der Fall und unterscheidet ein physisches von einem biologischen Etwas.

Nun, ich stelle kurz die Positionen folgender Autoren und Wissenschaftler vor, die ich hier kurz nenne.

Ich beginne meine Ausführungen mit einem berühmten Paläoanthropologen, der seit den 40er Jahren ganz wesentliche Türen aufschloß, durch die die späteren Forscher durchgeschritten sind: dem Franzosen André Leroi-Gourhan (Schüler des berühmten französischen Soziologen Marcel Maus). Sein wichtigstes deutsches Buch "Hand und Wort, die Evolution von Technik, Sprache, Kunst".

Leroi-Gourhan zeigt sehr schön die historische Entwicklung der Hominiden nach. Als erster betont er die Bedeutung des aufrechten Gangs (seit ca. 3,5 Mio Jahren, Fund der Fußspuren des Zweibeiners in Laetoli, und damit die Freisetzung der Hand, erste Faustkeile ca. 2 Mio, Freisetzung des mittleren motorischen Kortex, Verknüpfung der motorischen Nervenbahnen von Hand und Gehör, biologische und/oder kulturelle Antwort auf starke Klimaänderung in Afrika vor 2 Mio Jahren; Betonung der kommunikativen und sozialen Fähigkeiten als Lösungswege für Umweltveränderungen; sein Schüler Maurice Halbwachs wird daraus später dann die Theorie des sozialen Gedächtnisses entwickeln. Die präzise Rekonstruktion der Faustkeilkultur über den Zeitraum von ca. 2 Mio Jahren kann zeigen, daß nur zunehmend umfangreiche kommunikative Techniken die Herstellung immer komplizierter werdender Steinwerkzeuge ermöglichen). Auch wenn seit Leroi-Gourhan viele neue Funde getätigt wurden, damals die Genforschung praktisch unbekannt war, heute andere Epocheneinteilungen, Namengebungen etc. üblich sind, sah Leroi-Gourhan schon damals, daß – je weiter man zurückgeht in der Entwicklung des Menschen – man immer auf

Hominiden trifft, nicht auf affenartige Wesen. Das stimmt mit den derzeit gültigen Ansichten auch des Frankfurter Paläoanthropologen Friedemann Schrenk überein und dürfte weitgehend als *opinio communis* gelten.

Ich komme zum Schluß: Was haben wir gesehen?

Das Lebewesen der Zeichenwelt ist ein Organismus. Wie alle Organismen hat dieses Lebewesen Lebensbedürfnisse und kämpft um seinen physischen Erhalt, damit lebt der Organismus schon "semiotisch". Es reagiert auf seine Umwelt nicht mechanisch (wie ein Stein, der von außen angeschubst wird), sondern "semiotisch", – was ihm begegnet, hat "für ihn eine Bedeutung", die durch Zeichen vermittelt sein muß. Das hat also der Mensch mit allen anderen Organismen gemeinsam.

Vieles hatte Leroi-Gourhan vorgeben: Er sah deutlich, daß der rasante kulturelle Aufschwung der letzten 12.000 Jahre seit der neolithischen Revolution sich nicht biologisch erklären läßt (biogenetische Änderungen haben eine Verlaufszeit von ca. 150.000 Jahren). Er gibt damit seinem Schüler Maurice Halbwachs die zentrale These vor, daß nur und ***ausschließlich*** mittels des "sozialen Gedächtnisses" (mittels Sprache, Schrift etc.) diese rasante Entwicklung zu erklären ist (s. Jan Assmann, "Erinnerung nur durch physische Zeichen möglich", oder M. Tomasellos "Wagenhebereffekt", wir steigen auf die Schultern unserer Vorfahren).

So wie Leroi-Gourhan zunächst die korrespondierende Entwicklung der motorischen (anatomischen) Änderungen und der damit einhergehenden neuronalen Änderungen (ein Korrespondenzverhältnis, kein Kausalverhältnis) darlegt, so entsprechen nun den veränderten intersubjektiven, also "sozialen" Verhältnisses wiederum neurologische Entwicklungen, die von der hohen "Plastizität" (neurobiologische Veränderbarkeit) des Gehirns zeugen, die eben ***nur*** durch die kommunikativen Zeichensysteme zwischen den Menschen möglich ist (s. auch Thomas Fuchs, "Das Gehirn als Beziehungsorgan"). Die Schnelligkeit der zweiten Entwicklung verläuft umgekehrt proportional zur ersten.

Eine Forschergeneration später liefert die Paläoanthropologie (nicht zuletzt durch neuartige Untersuchungsmethoden und interdisziplinäre Arbeit) ein komplexeres Gesamtbild.

Friedemann Schrenk (Direktor des Senckenberg-Museums in Frankfurt) steht hier mit an der Spitze: Nachweis der vollständigen Bipedie bereits ca. 7 Mio vor Chr. Die großen anatomischen Änderungen sind bereits um 2 Mio v. Chr. abgeschlossen (Gehirnstruktur, Anatomie), stattdessen treibt das ***Sozialverhalten***

die Entwicklung voran, Kommunikation, Werkzeugkultur. Die Grundthesen von Leroi-Gourhan werden aber vollauf bestätigt, nur zurückverlagert um ca. 2-2,5 Mio Jahre.

Vor allem die präzise Rekonstruktion der Faustkeilherstellungstechniken haben ergeben, daß sich der homo erectus aus der für ihn typischen Umwelt **entkoppelt!** Er tritt aus seiner Umwelt heraus – und jeder andere Organismus hat ja eine für ihn typische geschlossene "Umwelt" (Fisch, Vogel, Maikäfer etc.), so Uexküll. Er wandert aus seinem Habitat aus (erste Besiedlung von Europa, Asien, etc.). Er **reagiert** nicht mehr nur biologisch auf *seine* Umwelt, sondern er schafft sich mittels der neuen Techniken neue Umwelten. Das ist also keine Umweltanpassungsleistung, sondern eine *Welteröffnungsleistung* (bis hin zu so etwas wie Finanzamt, Universität, Ehe, Geld, Grundgesetz, Staat, etc.).

Mittels des Faustkeils ändert er die Nahrungsaufnahme, auch die Nahrung selbst (mehr Proteinaufnahme, sichtbar an den Molaren, bis zu 90% Fleischkonsum beim Neandertaler, nachweisbar durch die molekular-chemische Untersuchung der Backenzähne). Die Herstellung des Faustkeils bedarf umfangreicher Planung (der Faustkeil ist im Stein "imaginiert" – Bildhauerfähigkeit), gleichzeitig doppelte Repräsentation (Wolfgang Prinz), wobei das eine (die Idee) das andere (den Stein) bestimmt und also eine *Zeitspanne* der Planung aufgeschlossen wird. Man kann sich nun auf **Zukunft und Vergangenheit mittels der Zeichen beziehen** und tritt damit aus der "Gegenwart", in dem das Tier lebt, heraus. Jetzt erst gibt es so etwas wie "Erinnerung" (Jan Assmann), übrigens auch Grablegung, und Planung (Entwurf in die Zukunft). Das geht aber **nur** mittels der Zeichen und Symbole, die aber in Funktion gesetzt werden. Das imaginierte Bild vom Faustkeil leitet die Bearbeitung des Steines (Silex, Obsidian - Instrument wird durch Instrument hergestellt). ((Übrigens umstritten ist die Frage, was früher war, das gestische Zeichen oder das Auditive, vielleicht ein gleichzeitiger audio-visueller Aufbruch?))

Zeichen haben so nicht eine bestimmte Bedeutung, sondern werden in verschiedene logische Funktionen gesetzt (ein Zu-Bestimmendes, der rohe Stein, und ein ihn Be-stimmendes, die Idee des fertigen Faustkeils - "Bestimmen", das ist logisch: ein Urteilen, nach Kant identisch mit Denken).

Zu diesen logischen Funktionen gehören determinierende, attribuierende, ikonische, expressive, deklarative, deiktische Funktionen, **in die** die jeweiligen Zeichen gesetzt werden. Man muß also nicht nur nach der Funktion der Zeichen fragen, sondern danach, was es bedeutet, daß "Zeichen in logische Funktionen gesetzt werden". Und das geht nur in intersubjektiven sozialen Beziehungen, die ihrerseits durch kommunikative Zeichensysteme ermöglicht sind.

Worauf laufen also all die einzelwissenschaftlichen Studien hinaus: Es sind die Menschen (Plural), die den biologischen Menschen mittels kommunikativer Zeichensysteme zu einem Kulturwesen machen. Was den Menschen also zu einem Spezifikum gegenüber allen anderen Organismen ausmacht, sind nicht irgendwelch biologischen Ausstattungsmerkmale ("Eigenschaftslogik"). Was ihn als Menschen und Kulturwesen auszeichnet (traditionell: Rationalität, Bewußtsein, Sprachfähigkeit, Ichhaftigkeit etc.), das sind alles keine Ausstattungsmerkmale, ist nicht einfach angeboren, sondern all dies ist *geworden*. Das Hineingeborenwerden in eine menschliche Gemeinschaft ist die unabdingbare Voraussetzung des Spracherwerbs, von Bewußtheit, von Rationalität und Ichhaftigkeit etc. also all demjenigen, was wir als "typisch Mensch" betrachten.

Anthropos anthropon genna, ("der Mensch erzeugt den Menschen"), eben nicht nur biologisch – nur Menschen machen mittels, durch, in und aufgrund kommunikativer Zeichensysteme aus einem biologischen Menschen ein Kulturwesen Mensch.

Auch hier hat Aristoteles recht: Hier geht die aktuelle Wirklichkeit (das Sprechen-Können) der biologischen Möglichkeit (eine bloß biologisch-anatomische Disposition von kurzer Zeitdauer) systematisch voran und ist "unableitbar", wie beim Spracherwerb.

[\[Inhaltsverzeichnis\]](#)

Zur Medientheorie

Warum löste die moderne Medien- und Kommunikationstheorie eine "Revolution der Denkart" aus?



Zunächst löst das Wort "modern" als Zusatz von Medien- und Kommunikationstheorie bei den meisten die Assoziation an digitale Medien aus. Und dies ist auch insofern verständlich, als in der Entwicklung der sog. digitalen Medien erst bestimmte Fragestellungen auftauchten, die fortan in immer grundsätzlichere Überlegungen führten. Hinzu kam die unübersehbare kulturelle Veränderung, die sich gerdae zu *blitzartig* weltweit ausbreiteten und üblich wurden; (ca. 40 Jahre stehen hier einer sich Jahrhunderte währenden nur allmählichen Entwicklung von Schriftkulturen z.B. gegenüber, zunächst jahrtausende als bloßen Aufzeichnungs- oder Erinnerungssystemen, dann, ab dem 8. Jh. v. Chr., auch als sog. "Leseschriften" mit der Erfindung von Vokalschriften). "Moderne" Wirtschafts- und Staatssysteme sind gar nicht denkbar ohne die sog. "modernen" Medien (denken wir z.B. an die gigantischen Aufgabensysteme in Verwaltung, technisch anspruchsvolleren Systemen, Forschungseinrichtungen etc.). Das alles hat unsere Lebenswirklichkeit (von jedermann) innerhalb kürzester Zeit grundlegend verändert und war bis in die 70er Jahre noch völlig unabsehbar und unvorstellbar, ja, lag völlig außerhalb aller Erwartungshorizonte. Was zunächst als technische Erfindung digitaler, und d.h. vor allem maschinenlesbarer, Darstellungsweisen sich entwickelte (Konrad Zuse, Alan Turing), kam in der Entwicklung vor allem neuer intersubjektiver Nutzungsmöglichkeiten von durchwegs jungen Studienabrechern (Bill Gates bis hin zu Moscowici und Mark Zuckerberg - und das ist kein Zufall) einer echten "Kulturrevolution" gleich, die – so gut wie weltweit – das Leben der einzelnen Gesellschaftsmitglieder nicht nur ummodelte, sondern soweit geht, daß man nur in, mittels und infolge dieser Nutzungsmöglichkeiten noch an der "modernen" Welt teilnehmen kann (lustige bunte Käuze, meist älteren Datums, sind heute nur noch Ausnahmen oder Sentilenen).

Das alles war Anlaß genug, über diese Entwicklungen grundsätzlicher nachzudenken. Und das geschah und geschieht sowohl in den Bereichen der technischen Entwicklung, der raffinierten ökonomischen und juristischen Strategien, diese neuen Medien einzusetzen, zu kreieren, wie auch in den sog. Kulturwissenschaften (philosophische Strömungen, historische Arbeiten, Literaturwissenschaften, pädagogischen und psychologischen Arbeiten etc.). Die Zahl der Publikationen (Dissertationen, Habil.-schriften, Kongreßberichte,

Sonderforschungsbereiche etc.) zur "Geschichte der Schrift", "Kultur der Mündlichkeit", das "Postwesen in der Frühmoderne", die "Briefkultur im 17. Jh." etc. sind Legion.

Bei der intensiven Beschäftigung mit "Medien" war natürlich die historische Erforschung von Beginn an dabei: Wilhelm von Humboldt und Herder hatten ja im 19. Jh. bzgl. des Mediums "Sprache" vorgearbeitet, war doch deren zentrale These: Sprache ist eben nicht nur "Mittel" der Kommunikation, sondern "Sprache" hat "Welteröffnungsfunktion", jeder Weltzugang ist nur durch den jeweiligen Sprach*horizont* möglich ("Sprache" erhält hier also eine "*transzendente* Funktion", noch ganz an Kant orientiert). Der sog. "linguistic turn" im 20. Jh. war dann unausweichliche Folge (bis hin zu Heideggers Diktum "Sprache ist das Haus des Seins" oder Wittgensteins "Sprachspieltheorie").

Auch in der klassischen Platonforschung machte sich dieser "turn" bemerkbar: Plötzlich stand Platons Dialog "Phaidros" im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Platon problematisiert hier bekanntlich die "Funktion der schriftlichen Fixierung" gegenüber dem lebendigen Logos, dem zwischen Menschen sich lebendig vollziehendem Gespräch im gesprochenem Wort, das sich jeweils in Nachfrage zum verstehenden Gesprächspartner korrigieren und verbessern kann im Gegensatz zum schriftlich fixierten Logos, der zu jedermann – ohne Rücksicht auf die intellektuelle Befindlichkeit des Gesprächspartners – "gleich spricht". Im lebendigen Gespräch kann ich hingegen jederzeit "meinem Logos zu Hilfe kommen" (boethein to logo).

Jan und Aleida Assmann arbeiteten die konstitutive Bedeutung von Schriftlichkeit für die großen monotheistischen Religionen (Schriftreligionen) heraus, die ja ohne schriftliche Fixierung den gleichen Wandelprozessen unterworfen sind wie mündliche Traditionen ("wahr" ist in oralen Völkern, was gerade "erzählt", tradiert wird: Dokumentation hingegen ermöglicht überhaupt erst "Wahrheitssuche", kann man sagen). In der Soziologie und Vor- und Frühgeschichte konnte man sehr deutlich herausarbeiten, daß ohne Schriftzeichen (in Mesopotamien vor allem) der Beginn der Stadtentwicklung (und der arbeitsteiligen Gesellschaft) gar nicht möglich gewesen wäre, weder Fernhandel und keine komplizierteren Wirtschaftsformen; die Bedeutung für den Begriff des "Rechts", "Grundbesitz", damit für den Übergang von nomadenhafter zu sesshafter Lebensweise etc. Ja, erst jetzt - mit der schriftlichen Fixierung - treten wir überhaupt erst ein in ein "historisches Zeitalter", sog. "Naturvölker" dachte man sich als nur immer in der Gegenwart existierend.

Mittlerweile ist deutlich geworden, daß man von der schriftlichen Fixierung zurück gehen muß zu früheren Formen der Fixierung (Ritus, Gesang - so wie z.B.

die homerischen Epen, die von den Kämpfen vor Troia berichten, im Maß des Hexameter "gebunden", also fixiert werden, die Fixierung vollzieht sich also über den Rhythmus des Sprachklangs). Gerade durch diese Fixierung gelingt es den Epoden (auch Kindern), die Riesenerzählung "korrekt" wieder-zu-erzählen, wiederzusingen, so wie man heutzutage in kleinkindpädagogischen empirischen Studien nachweisen kann, daß Kleinkinder und Ausländerkinder leichter Deutsch lernen, wenn sie an Gesang gebundene deutsche Texte erlernen. Ja, noch weitergehende empirische Forschungen bestätigen, daß der Spacherwerb prinzipiell an Melodik und körperliche Handlungen gebunden ist. Wir erlernen so die Melodie der Muttersprache z.B. schon in den letzten Wochen vor der Geburt (z.B. den Klang des Oberbayerischen). Das vollzieht sich in der linken Gehirnhälfte in starker Verknüpfung mit dem Emotionszentrum. Erst später - nach dem Erwerb der Muttersprache, bzw des muttersprachlichen Idioms - können wir ab dem zweiten Lebensjahr den semantischen Gehalt und die Bedeutung von Wörtern erlernen. Fremdsprachen erlernen wir in der Schule dann ganz in der rechten Gehirnhälfte. Es gibt also vom Erwerb der Muttersprache bis hin zum Erwerb technischer Sprachen (z.B. mathematischer Zeichensysteme) starke *Voraussetzungsverhältnisse*.

War also noch im 19. und 20. Jh. "Sprache" *das* Paradigma für die welteröffnende mediale Funktion kommunikativer Systeme, so sieht man sich derzeit einer Fülle von "Medien" gegenüber, Radio, Fernsehen, Film, Tanz, Musik - und - wie es scheint, dem "Computer".

Da will ich nun einhaken, um einige gängige Mißverständnisse auszuräumen: Mit der Digitalisierung *von* Medien zeigt sich nämlich, daß die Digitalisierung keineswegs nur *irgendein* Medium unter anderen ist, sondern daß in der Digitalisierung von Medien (Texte, Bilder, Musik etc.) eine Ebene "unterhalb" der anthropologisch immer an den menschlichen Organismus gebundenen Medien beschritten wird.

Dazu ganz kurz: Wenn Sie auf dem Schreibtisch Ihren Computer haben, rezipieren Sie optisch am Bildschirm oder akustisch am Lautsprecher analoge Daten mittels Ihrer Körperorgane (Auge, Ohr). Dazu muß der Computer (der traditionell noch unterhalb des Tisches stehende sog. "Rechner") mathematisch rechenbare, also digitale Zeichen umwandeln in analoge mittels eines digital-analogical-converter oder umgekehrt muß er analoge Daten in digitale umwandeln mittels eines analogical-digital-converters. Was heißt das eigentlich also, wenn wir so unbedarft von analogen und digitalen "Sprachen" sprechen? Worin besteht eigentlich der Unterschied zwischen beiden?

Als lebendiger Organismus können wir nur analoge Medien mittels körperlicher Organe rezipieren. Sehen und Hören haben jeweils eine kontinuierliche Bandbreite: Sehentfernung, Sehschärfe, Sehintensität etc. sowie Hörhöhe und Hörtiefe, Hörintensität etc. sind kontinuierliche Felder, von Individuum zu Individuum *verschieden*. Alles, was wir z.B. sehen, sehen wir in einem *Sehorizont*, *innerhalb* dessen wir etwas sehen (als Objekt ins Auge fassen), wobei der Sehorizont zwar begrenzt ist, selbst jedoch *nicht* gesehen werden kann. An den Rändern fransen die wahrgenommenen Seh- oder Hörobjekte aus, sagen wir dann, oder sie werden undeutlich. So können wir z.B. in der Musik viele Zwischentöne hören, die wir nicht eindeutig als ein c, f oder g hören, gleichwohl auf Notenblock als ein c, f oder g notieren. Was wir sehen oder hören, kann daher – prinzipiell – nur mehr oder weniger eindeutig sein. An den Rändern hat alles sein Unschärfe, *notwendigerweise*.

Dasgleiche gilt nun nicht nur für die physischen, organisch bedingten Zeichenobjekte, sondern mehr noch von der Sprache. Die Bedeutungen der Wörter einer Sprache sind immer nur mehr oder weniger eindeutig (wieweit reicht die Bedeutung des Wortes "Verwandtschaft" oder von "und"?). Das kommt einfach daher, daß Wörter eine Geschichte haben, die sich permanent ändert im kulturellen historischen Geschehen der menschlichen Sprachgemeinschaft (die Sprachen sind also wesentlich historisch und d.h. im Fluß). Eindeutigkeit ist hier nur immer eine relative bzgl. einer Sprachgemeinschaft.

Das führt leicht zu Mißverständnissen, zur Notwendigkeit, sich im lebendigen Gespräch zurückzuversichern, ob der andere mit einem bestimmten Wort auch dasgleiche meint wie man selbst. (Das hat Platon schon deutlich erkannt, s. Dialog Phaidros.) Alle Wissenschaft - so Aristoteles - versucht daher diesem Problem dadurch zu entgehen, daß man Begriffe (Wörter mit Bedeutung) "normiert", also die Bedeutung von Wörtern in bestimmten wissenschaftlichen Kontexten festlegt, konventionell festlegt. Das nennt man "wissenschaftliche Kunstsprachen". Um aber etwas normieren zu können, bedarf es wiederum der symbolreichen (sinnoffenen) Alltagssprache, die daher *notwendig und immer die Voraussetzung* wissenschaftlicher Fachsprachen ist.

Genauso verhält es sich mit dem analogical-digital-converter: Analoge (symbolreiche) Zeichen müssen ent-symbolisiert, also eindeutig gemacht werden, da sie andernfalls nicht "rechenbar" sind. "Rechenbar" bedeutet wie in der Mathematik: Zeichen, deren Bedeutung axiomatisiert sind, — nur *solche* Zeichensysteme sind algorithmisch verwendbar (unterliegen der Boole'schen Algebra). Zeichen können in algorithmischen Systemen nicht *mit* offenen Sinnrändern transportiert werden, was für die Alltagssprachen eben konstitutiv und sie auszeichnend ist.

Man sieht also, daß durch die sog. Digitalisierung von Zeichen eine "Sprache" gefunden wurde, die unterhalb der Unterscheidung von "Wort", "Bild" und "Klang" liegt – und eben das ist die epochale (erstmalige) Einführung eines eigenen kommunikativen Mediums, das m.E. Schritt halten kann mit der "Erfindung der Schrift". Und wenn die Schrift (Erinnerungskultur, Beginn der Städtebildung, Beginn gesellschaftlich hierarchisch geordneter Systeme, Beginn monotheistischer Religionen etc.) also nicht nur Kulturträger war, sondern geradezu kultur**generierend**, so gilt dies für die digitale Welt der Zeichen allemal.

Ich kehre zurück zum Beginn meiner Ausführungen. Die modernen Medien- und Kommunikationstheorien hatten ihren Ursprung im 18./19. Jh., im deutschsprachigen Raum vor allem bei Wilhelm von Humboldt und Johann Gottfried Herders Reflexion auf Ursprung und Funktion von Sprache. Schon diese beiden erkannten klar, daß Sprache eben mehr ist als bloßes Mittel der Kommunikation, sondern welteröffnende (und weltverschließende) Funktion hat, in und aufgrund der es dem Menschen möglich ist, Welt und Mitmenschen zu begegnen. Noch blieb die Funktion des "Bilds" im Hintergrund, oder anderer kulturgenerierender Kommunikationssysteme (wie z.B. Tanz, Musik etc.). Das änderte sich schlagartig mit der Entwicklung der sog. digitalen Medien: Nun entwickelt sich ein breiter Strom der kulturologischen Forschung in den verschiedensten Disziplinen (Was sind alles kommunikative Systeme? von den frühesten komplexen Handwerksartefakten, Faustkeilen, Höhlenmalereien, ersten abstrakten Zeichensystemen, von ersten Zeichen, die nur der Erinnerung dienen, hin zu Schriftzeichen, die der Lesekultur dienen, von der Kleinkindforschung zum Spracherwerb, vom "Wagenhebereffekt" menschlicher Kommunikationssysteme, Michael Tomasello, von der Ethnologie bis hin zur Psychoanalyse etc. etc.). Immer mehr wird deutlich, daß spezifisch Humanes in eben diesen **kommunikativen Prozessen intersubjektiver Art** gründet. Das betrifft sowohl die Entstehung des personalen Individuums, Entstehung der Ichbildung gegen Ende des zweiten Lebensjahres, der Bewußtwerdung, von Rationalität, ebenso die Entwicklung der menschlichen Gattung. Diese wird also nicht mehr nur als "biologische" Gattung verstanden, sondern eben als durch mediale Prozesse **nicht-biologischer Art** (oder genetisch präformierter Art) konstituiert (es liegt ja nicht in den Genen, daß wir z.B. Holländisch sprechen, sondern in historisch bedingten, kontingenten sozialen Gegebenheiten).

Kurz: Menschsein verdanken wir nicht bestimmten **biologischen Eigenschaften**, die gleichwohl natürlich immer "notwendige Voraussetzungen" darstellen, aber eben nicht "hinreichend" für unser Selbstverstehen sind. Es sind immer historisch gewachsene, soziale Hintergründe, wie gesagt. Wenn es nun im weiten Sinne also kulturelle Horizonte sind, die immer historisch intersubjektiv

konstituiert sind, einmalige historische Prozesse, unwiederholbar (experimentell unzugänglich), zugleich die unabdingbaren historischen Voraussetzungen für die Weiterentwicklung (oder auch kulturellen Rückschritt) darstellen, so kann also das spezifisch Humane gar nicht als (irgendwelch konstante) Eigenschaft eines biologischen Wesens verstanden werden (wie es die klassischen Anthropologien tun, Portmann, Scheler, Plessner, auch Heidegger denkt noch ausstattungs-technisch - denken Sie an die sog. "Fürsorgestruktur": "dem Dasein geht in seinem Sein um sein Sein", das gilt auch für Esel, etc.). Das spezifisch Humane kann eben nur und ausschließlich als mittels kommunikativer medialer Prozesse historisch generiert verstanden werden und ist daher je in einem zeithistorisch **unwiederholbaren** und einzigartigen Moment existierend.

Wir können also "Kulturelles" (Soziologisches) nicht auf "Biologisches" reduzieren, um es etwas plakativ zu sagen, sowenig wie Biologisches auf rein Physikalisches (zumindest im Sinne von Newton bis noch Einstein, vor allem Robert Laughlin ändert neuerdings mit dem Abschied von der „Weltformel“ und dem Versuch, „emergente“ Phänomene in die Kosmos- und Geophysik zu integrieren, den klassischen Sinn von Physik zu einer „historischen“ Wissenschaft).

Noch immer ist vielen nicht ganz klar, welche "Revolution der Denkart" diese disziplinenweite reflexive Hinwendung zu den kommunikativen und medialen Prozessen, zumeist ausgelöst durch die Entwicklung der digitalen Medien, eigentlich darstellt.

Das stellt sich sehr anschaulich und direkt in wesentlichen Fragen unseres Selbstverständnisses dar, wie man sehr schön sehen kann in den unterschiedlichen Verständnissen von Art. I des deutschen Grundgesetzes. Worin besteht eigentlich die "Würde des Menschen"? Die frühen Kommentatoren des dt. GG (wie Bockenförde oder christlich geprägte Verständnisse) gehen von bestimmten "Ausstattungsmerkmalen", "Eigenschaften" des Biologicums Mensch aus. Das sind also irgendwie "konstant" gedachte Ausstattungsmerkmale und damit ist das selbst ganz biologisch gedacht. Man bekommt dann immer das Problem mit der Abgrenzung gegenüber dem Tierreich (denken Sie an Delphine, Affen etc.) und gerät damit ins argumentative Strudeln.

Das haben natürlich mittlerweile die modernen Kommentatoren des dt. GG erkannt (z.B. Matthias Herdegen in Bonn) und fassen das in Art I des dt. GG einfach als "juristisch gesetzt". Die Würde des Menschen gilt daher (s. auch die Präambel des dt. GG) nur für das staatliche Territorium des deutschen Volkes. Die Würde des Menschen hat damit einen Geltungsbereich. Daß es auch andere Konzeptionen und Verständnisse geben kann, setze ich jetzt einmal beiseite.

In jedem Fall aber ist die "Würde des Menschen" eine "kulturelle Leistung", nicht rückführbar auf besondere biologische Ausstattungsmerkmale. Man sieht also, daß die Frage *nun* lautet: "Was verstehen wir als genuin kulturelle Leistung?" Und damit kommen wir wieder darauf zurück, welche fundamentale Funktion die Medien für die Kulturwerdung und Kulturleistung des Menschen spielen - und damit für den genuinen "Begriff des Menschen", den "kulturellen Begriff des Menschen", das Biologicum "Mensch", *insofern* er ein "kulturelles Biologicum" ist. Der "Mensch als Mensch" ist gar nicht biologisch zu begreifen, sondern nur in seiner medialen Selbstvermitteltheit. Nur in und aufgrund medialer Zeichen kommt er zu einem Selbstverhältnis in seinem Verhältnis zur Umwelt und den Mitmenschen. Diese Selbstvermitteltheit ist daher, weil alle Medien immer historisch sind, selbst auch immer historisch vermittelt. Als solches Kulturwesen zeichnet ihn also seine *Nichtkonstanz* aus.

Erst nach 1945 (und den Folgen des Zweiten Weltkriegs) wurde dem Menschen von den Menschen, vertreten durch das dt. Parlament, 1949 im Dt. GG die "Würde zuerkannt", das gleiche gilt für die UN-Menschenrechtserklärung von 1948. Historisch geworden und in schriftlichen, von den teilnehmenden Ländern unterzeichnet (UN-Menschenrechts-Charta), wurde den Menschen "generell" zugedacht die Würde des Menschen und das Menschenrecht. So gilt das Dt. GG nur für den Geltungsbereich des Dt. Staates, die UN-Menschenrechtscharta auch nur für die diese Charta unterzeichnet habenden Länder (dazu zählt nicht Palästina und der Vatikan-"Staat"). So enthält z.B. die "Kairoer Erklärung der Menschenrechte" *nicht* die Gleichstellung von Mann und Frau und *nicht* das Recht auf Religionsfreiheit, Vergleichbares gibt es für viele andere Länder (China, Saudi-Arabien etc.).

Wenn also menschliches Selbstverständnis (und Selbstverhalten) also gar nicht außerhalb medialer Selbstvermitteltheit zu verstehen ist, wird deutlich, wie wichtig ein genaues Verstehen von dem ist, was wir unter der "*medialen* Verfassung anthropologischen Seins" verstehen. Nur in Zeichen erinnern wir, können wir auch nur unser eigenes historisches Sein verstehen, das uns zwingt, uns historisch zu entwerfen – ja, historisch zu gestalten oder zu konstruieren. Wir schaffen damit unsere eigene "Wirklichkeit" und entsprechen damit William James Grundsatz aller Soziologie: "Wenn eine Gruppe von Menschen etwas für real erklärt, so hat das reale Folgen" (s. Staat, Finanzamt, Ehe, Wirtschaftssystem etc.).

Nachbemerkung zum Titel

Eine Nachbemerkung zum Titel: „Warum löste die moderne Medien- und Kommunikationstheorie eine „Revolution der Denkart“ aus?

Ich gehe jetzt nicht auf Kants Diktum der „Revolution der Denkart“ ein, die eine „kopernikanische Wende des Denkens“ anzeigen soll. Es geht mir um das unscheinbare Wörtchen „und“ zwischen Medientheorie und Kommunikationstheorie. Beide Theorien scheinen ja irgendwie zusammenzuhängen. Mein Vortrag beschäftigt sich dabei vorrangig mit „Medientheorie“ und eher beiläufig mit „Kommunikationstheorie“. Immerhin ist Künstliche Intelligenz (nicht künstliches Leben – artificial life) Semesterthema und so sind ein paar Bemerkungen zum Thema des Digitalen nötig. Wir haben gesehen, daß beide Begriffe umgangssprachlich recht unscharfe Begriffe sind, in die viele Problemfelder verwoben sind.

Hinter dem unscheinbaren Wörtchen „und“ im Titel, das ja eine bloße Nebenordnung anzeigt, verbirgt sich aber ein schwerwiegendes und systematisch weitreichendes **Grundlagenproblem**: Vielleicht fundiert ja die Kommunikationstheorie die Medientheorie? Wir kommunizieren in, mittels und aufgrund von Medien. Wie schaffen wir das als Organismen und in unserem Kontext: Wie schaffen wir das als menschliche Organismen (denn auch Tiere und Pflanzen „kommunizieren“ ja mit der Umwelt und untereinander)? Man sieht schnell, daß man sich hier auf eine Theorie des „Zeichens“, der Semiotik, einlassen muß, denn es gibt ja unterschiedlichste Zeichen, von biochemischen Zeichen, die einer Zelle anzeigen, daß ein Bedarf, ein Mangel vorliegt, den es zu beheben gilt, bis hin zu arbiträren Sprachzeichen, daß wir im Deutschen z.B. den Menschen „Mensch“ nennen, und nicht wie im Französischen „l’homme“. Ein umfangreiches Problemfeld, das ich hier ausklammere.

Wie ist es uns gelungen als **menschliche** Organismen, in unterschiedlichen „Medien“ (seien sie optischer, akustischer, haptischer, tänzerischer Natur etc.) zu kommunizieren? Diese Frage zielt auf die **Genese**, die **Phylogenese** und **Ontogenese** des Einzelnen ab, womit auf der einen Seite die Paläoanthropologie, die Kleinkindforschung und die Spracherwerbsforschung ins Rampenlicht treten sowie auf der anderen Seite die Suche nach den mannigfachen neurobiologischen und organischen Voraussetzungen, die gegeben sein müssen, damit es zu solchen kommunikativen Fähigkeiten kommt. Die letzteren fragen dann nach den „proximaten“, die ersteren nach den ultimaten „Ursachen“, wie man heute so schön sagt. Für das „Grünsein“ der grünen Mamba ist proximat ein bestimmtes

Enzym die Ursache, ultimat die Umweltanpassung an den Dschungel in Brasilien, also ein evolutionärer, historischer Prozeß.

Das alles führt auf die Tatsache der gewaltigen Plastizität des Gehirns – phylogenetisch wie ontogenetisch, damit auch auf die Historizität des Gehirns in phylogenetischer und ontogenetischer Hinsicht. Und damit auf die historische Individualität des Gehirns (siehe bereits das früh thematisierte Verhältnis von „Ich“ und „Gehirn“ bei Popper und Eccles; es ist ja gerade das Problem, daß bei aller Einsicht in die einzelnen Funktionsabläufe des Gehirns, die sich in komplizierten Maschinen sichtbar machen lassen, gerade nichts über die Individualität des Menschen - nicht zuletzt Folge der Plastizität des Gehirn infolge der Verhältnisses zur Umwelt und den Mitmenschen – aussagern läßt.)

Damit will ich den offenen, hochkomplexen Problemkontext, den das kleine Wörtchen „und“ im Titel anzeigt, hier stehen lassen.

[\[Inhaltsverzeichnis\]](#)

Systematische Aspekte des Problems (menschlicher) "Wahr-Nehmung"



Der Begriff "Wahrnehmung" entstammt der sog. Normalsprache, hat eine mehr oder minder scharfe umgangssprachliche Bedeutung, mit vielen Konnotationen, Implikationen, die in aller Regel nur mehr oder minder bedacht, bewußt sind. Das eingefügte Strichlein zwischen "wahr" und "Nehmung" weist darauf hin, daß dieser – in der Regel in der menschlichen Kommunikation problemlos gebrauchte – umgangssprachliche Begriff bei näherem Zusehen intrikate Probleme und systematische Probleme aufweist, die sich bei einer näheren Analyse ergeben.

Die genaue Abgrenzung von "Wahrnehmung" und – z.B. – "Empfindung" (oder Vorstellung) in der Umgangssprache findet in der Regel auch nicht statt, ist in der Regel auch nicht nötig. Solange man mit *in etwa* verständlichen, und *einigermaßen* gleich verwendeten Begriffen spricht, kommt man im Alltag hin, solange der Verständigungszweck erfüllt wird.

Nun kann man sich dem Thema "Wahr-Nehmung" auf vielerlei Weise nähern. Ich kann fragen: "Wie kommt eine Wahrnehmung zustande?" - so gehört diese Frage zur *Genese* von "Wahr-Nehmung", die kann wiederum psychologisch gestellt werden oder neurobiologisch, vielleicht sogar sozialpsychologisch oder theologisch, auch biochemisch etc. Dabei setzt man aber wiederum schon irgendwie voraus, wonach man eigentlich fragt.

Ich kann auch fragen: Wie wird der Begriff verwendet in Psychologie, Erkenntnistheorie, Pädagogik, Soziologie etc. - auch das scheint nicht viel weiter zu führen, da man dann zu einem *lexikalischen* Wissen gelangt, das aufgrund empirischer Sprachbetrachtung oder Sprachstatistik beruht.

Nun, schon der zusammengesetzte Begriff gibt einen ersten Hinweis: "wahr" hat den Gegenbegriff "falsch". Beides sind Prädikate. Prädikate sagt man von anderem aus. Nur Behauptungssätze können "wahr" oder "falsch" sein, eine Bitte, ein Befehl und dergleichen nicht. Behauptungssätze sind Urteile, die etwas von etwas aussagen (z.B. "Lieschen und Fritz lieben sich.", um einmal ein nicht-aristotelisches Beispiel zu nehmen mit einem zweistelligen "Prädikator": "lieben sich" wird von Fritz und Lieschen ausgesagt oder ein anderes Beispiel: "Der Warenverkehr in der EU ist frei" - ist „frei“ ein Prädikat von Warenverkehr in der EU?). In jeder "Wahr-nehmung" liegt also immer ein Wahrnehmungsurteil, ein Gedanke, der wahr oder falsch sein kann. "Wahrnehmung" hat also immer auch

etwas mit Denken zu tun. Im Wortteil "-nehmung" hingegen klingt etwas Passives an, ein Sinnmoment von Wahrnehmung, das man im Deutschen eher mit "Empfindung" ansprechen würde. Hier wird offenbar impliziert, daß da etwas ist (etwas, das *von sich her* bestimmt ist), das rezipiert, also empfunden **wird**.

Immanuel Kant hebt entsprechend in seiner KrV diese beiden Aspekte des Wahrnehmungsbegriff heraus: Spontaneität der Begriffe (in denen wir urteilen und also Behauptungssätze aufstellen) und Rezeptivität der Anschauung (Empfindungsvermögen) sind untrennbare Bestandteile aller "Wahrnehmung". Entsprechend können wir dann das berühmte Kantische Diktum übernehmen: "Anschauungen ohne Begriffe sind blind, Begriffe ohne Anschauungen sind leer". Anders gesagt: "Anschauungen" ohne Bezug auf Begriffe wären "bloße Empfindungen", von denen wir nichts wissen; Begriffe ohne Bezug auf Anschauungen sind leer, haben keinen materialen Inhalt (was aber heißt "material"?, sind das nur Steine oder z.B. ein Vertragsverhältnis oder so etwas wie die "Präambel des GG"?).

In einer ersten Annäherung sehen wir daher, daß das *Verhältnis* von Anschauung und Begriff schon im Wort "Wahrnehmung" ein eigenartiges Verhältnis darstellt: Beides ergänzt einander notwendig, das eine kann ohne das andere nicht sein, gleichwohl sind beide etwas Eigenes, sie grenzen sich voneinander ab und schließen einander aus, sie ermöglichen beide einander, d.h. sie konstituieren einander, und sie erklären einander. Das Verhältnis ist also eines der wechselseitigen Implikation, der wechselseitigen Exklusion, der wechselseitigen Konstitution und der wechselseitigen Explikation.

Das ist also die elementarste Fassung von "Wahrnehmung" schon bei Kant. Von einer Wahrnehmung kann man nicht so einfach irgendetwas prädikativ aussagen (wie z.B. der Stuhl ist braun" - "braun" ist ein einstelliger Prädikator). "Wahrnehmung" ist also kein irgendwie gearteter "Gegenstand". Das, was wir hier bestimmen wollen, steht uns nicht so "gegenüber" wie ein Stein, den wir sehen können. Eine Wahrnehmung kann man also nicht selbst wahrnehmen. Wir sind darin schon selbst verwickelt, wenn wir uns darum bemühen zu bestimmen, "*was* eine Wahrnehmung" *ist*.

Wir können also nicht "von außen wahrnehmen", was eine "Wahrnehmung" ist. Das ist also ein methodisches Problem bei aller naturwissenschaftlich geleiteten Untersuchung (sei es biologischer, neurobiologischer, neurochemischer, psychologischer oder sonstiger Untersuchungsmethoden).

Kommen wir kurz nochmals auf Kant zurück: Unsere Anschauung folgt nach ihm prinzipiell zwei Formen: "Raum und Zeit", alles also, was wir "wahrnehmen", ist schon einmal der Seite der rezeptiven Empfindung nach den sog.

Anschauungsformen "Raum" und "Zeit" geordnet, alles also, was wir wahrnehmen, ist räumlich oder zeitlich geordnet. Ebenso ist nach ihm alles, was wir in Begriffen denken, bestimmten logischen Funktionen nach geordnet. Sowohl die Anschauung wie auch das Denken in Begriffen folgt so gewissen Grundregeln, die aller Rezeptivität vorgelagert (a priori) sind. "Vorgelagert" ist nicht *zeitlich* gemeint, sondern will nur sagen, daß die Ordnungsprinzipien Raum und Zeit nicht selbst empirisch gegeben sind so wenig wie die logischen Formen, in denen wir denken.

Halten wir also mit Kant fest: Im Begriff "Wahrnehmung" verschränken sich Rezeptivität (der Anschauung) und Spontaneität (der Begriffe). Deren Verhältnis ist unauflösbar, obgleich beide Momente irreduzibel aufeinander sind.

Aber reicht diese Systemkonzeption Kants, die doch für viele Denkergenerationen das Problemvorbild schlechthin war?

Wir kommen einen Schritt weiter, wenn wir uns fragen: Können Tiere "wahrnehmen"? "Natürlich" sind wir versucht zu sagen. Und meinen dann eher den rezeptiven Anteil im Begriff "Wahrnehmung", denn daß Tiere empfinden, wird man kaum bestreiten wollen. Doch gilt auch schon für alle Organismen, daß sie in ihre Umwelt (so Uexküll) eingepaßt sind, d.h. daß ihre Rezeptionsfähigkeiten entsprechend ihrer biologischen Dispositionen zu "ihrer" Umwelt eingerichtet sind (wichtige Unterscheidung von "Umwelt" und "Umgebung", Löwe und Zecke leben in derselben Umgebung, zugleich aber in unterschiedlichen Umwelten). Auch im Bereich des Organischen schon ist alle rezeptive Fähigkeit vorgeprägt durch biologische oder genetisch geprägte Dispositionen. Und auch diese dürfen wir uns nicht so ohne weiteres als "fixiert" denken, da auch sie - wenngleich in für uns längeren Zeiträumen - sehr wohl veränderbar sind und auf geänderte Umweltbedingungen sich einstellen.

Gleichwohl verabreden sich Individuen einer Tierart nicht untereinander mittels konventioneller Zeichensysteme, daß z.B. ein "grünes Stückchen Papier" dem Wert von 100,- EURO entspricht - oder, z.B., daß der Mann in dem langen weißen Gewand mit einem dünnen Käppi auf dem Kopf derjenige ist, den ich *als* "Papst" wahrnehme. Diese Wahrnehmung ist also geprägt nicht nur durch mein Sehvermögen (das ja begrenzt ist), sondern auch durch ein Urteil ("ich sehe den Papst" heißt ja eigentlich: "ich sehe etwas, das ich als Papst seiend wahrnehme", darin liegt also ein Urteil, ein apophantischer Akt). Und dieses "als" ist ermöglicht

durch historisch gewordene und verabredete Zeichensysteme, die also wesentlich und notwendig "intersubjektiver Natur" sind. Genauer gesagt: Es sind "Wahrnehmungsfaktoren" oder Wahrnehmungs"horizonte", in die ich *hineingeboren* werde und die ich - eben weil sie konventioniert wurden - auch kritisieren und ändern kann (also keine biologische Vorgaben sind).

Durch diese kleine Überlegung sehen wir also, daß in der Kantischen Vorgabe ein sehr wesentliches Element in der Systematik der Konzeption von "Wahrnehmung" fehlt. Zwischen dem bloß Rezeptiven und Spontanen liegt notwendig etwas "Historisches", "Verabredetes", das also nur zwischen Subjekten hervorgebracht werden kann (Robinson Crusoe kann nichts verabreden, weder die Bedeutung eines Stückchen Papier als Geld, noch die Funktion des Ehestands z.B.).

Nun, wechseln wir den Zugriff auf das Problem von "Wahrnehmung": Wie kann ich das untersuchen, "was Wahrnehmung" eigentlich ist, oder sagen wir: uns bedeutet?

Fällt mir ein Stein auf den Fuß und bricht einen Fußmittelknochen, ist dies zweifellos ein physikalisch beschreibbarer Vorgang. Aber schon ein dickleibiger Tourist, der an einem Löwen vorbeiläuft, wird anders wahr-genommen vom Löwen, wenn er satt oder hungrig ist. Dies deswegen, weil jeder Organismus einen "Verlauf in Zeit" darstellt, der seine Wahrnehmung beeinflusst. Wollte ich diesen Vorgang untersuchen, muß ich mein Forschungsobjekt als Verlauf in der Zeit betrachten, als sich änderndes Objekt. Und da sich dieser Verlauf streng genommen niemals exakt gleich wiederholen kann (da Zeit irreversibel ist), ist also eine biologische Betrachtungsweise etwas anderes als eine physikalische. Und wieder anders nehme ich als Mitteleuropäer fraglos wahr, daß auf der anderen Straßenseite z.B. eine "Nonne" geht, was einem Ureinwohner auf den Andamanen nicht möglich ist. Eine Untersuchung dieses Wahrnehmungsvorgangs hat also zu berücksichtigen, daß die anthropologische Wahrnehmung (die also ein urteilslogisches Moment enthält, apophantischer Natur ist), nicht nur eine physikalisch meßbare und biologisch beschreibbare Seite hat, sondern darüber hinaus auch noch historisch in intersubjektive Verständigungshorizonte eingebettet ist, die ich nur deuten und verstehen kann, also eine hermeneutische Dimension hat.

So ist heutzutage ein Modethema von Dissertationen in der Literatur- und Kulturwissenschaft: "Die Wahrnehmung der Frau im 14. Jahrhundert". Was ist das für ein Forschungs"gegenstand"?

Entscheidend ist jetzt zu sehen, daß ich die biologische Seite von Wahrnehmung nicht auf die physikalisch(-terrestrische) Seite, die Kulturelle nicht auf die biologische Seite reduzieren kann. Auch hier haben wir es mit einem eigenartigen Verhältnis von Wohlzuunterscheidendem, gleichwohl aufeinander Angewiesenem zu tun, also einem komplexen Ganzen, das man mit dem Wort "Wahrnehmung" vereinfachend bloß benennt, ohne die intern notwendig zu machenden Differenzen des darin nur implizit Mitgedachten mitzubedenken. Genau diese Eigenart haben eben "umgangssprachliche" Begriffe an sich, daß sie mehr oder minder problemlos *dort* zwischen uns verschiedenen Subjekten verwendet werden können, wo sie nur dazu dienen, sich über einen angestrebten Zweck zu verständigen. Solange wir uns über die umgangssprachliche Bedeutung der Begriff einig sind (was noch längst nicht heißt, daß sie auch für uns ins diesem Augenblick auch dasgleiche bedeuten), können wir uns zumindest *einbilden*, uns einigermaßen zu verständigen. Im Augenblick aber, wo ein solcher Begriff aber selbst zum Thema kritischen Nachdenkens wird, versagt schnell die Umgangssprache mit ihren sehr eingeschränkten Differenzierungsmöglichkeiten. Eben aus diesem Grund entwickeln Wissenschaftsdisziplinen eigene "Wissenschaftssprachen" - und **müssen** sie entwickeln (ärgerlich dann für die Laien). Aber auch diese Wissenschaftssprachen sind natürlich massiv - entsprechend dem Forschungs*fortschritt* - ebenfalls in Fluß. (Das führt auf sehr grundsätzliche weitergehende Fragen nach dem Verhältnis von Umgangs- oder Alltagssprachen und Wissenschaftssprachen, die ich jetzt beiseite lasse.)

Halten wir also zusammenfassend fest: Das Thema "Wahrnehmung" hat immer eine physikalisch-physiologischen Aspekt, einen biologisch-organismischen und einen anthropologisch-kulturellen Aspekt. Wie hängen diese Aspekte zusammen, wie sind sie geordnet, nach welchen Gesichtspunkten innerhalb welcher Fragestellungen sind die unterschiedlichen Aspekte zu gewichten?

[\[Inhaltsverzeichnis\]](#)

Grundbegriffe im Kontext der Medizin

Wie sollen wir das verstehen: "Die Würde des Menschen"?



Art. 1 GG ist im Kontext des ganzen Artikels zu lesen, auch der sog. "Präambel":

(1) "Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt."

(2) Das deutsche Volk bekennt sich darum zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt.

(3) Die nachfolgenden Grundrechte binden Gesetzgebung, vollziehende Gewalt und Rechtsprechung als unmittelbar geltendes Recht."

Aber ebenso haben wir aufmerksam zu lesen die sog. Präambel des Grundgesetz, worauf ich gleich zurückkomme.

Sehr verehrte Damen und Herren,

es hat sich herumgesprochen, wie umstritten die Rede von der "Würde des Menschen" ist. Alle Welt beruft sich auf die "Würde des Menschen", wenn es darum geht, irgendwelche Forderungen, "Abwehr"rechte oder (!) "Ansprüche" geltend zu machen. Mit großem Pathos beruft man sich auf die "Würde Menschen", häufig (vor allem in Fernsehdiskussionen, öffentlichen und politischen Diskussionen), um strittige Diskussionen im moralischen Ton abzuwürgen, so, als ob dieses Argument gleichsam der letzte, unhintergehbare Topos allen Nachdenkens und Argumentierens wäre. Schaut man sich hingegen die bisher maßgeblichen, großen Grundgesetzkommentare (u.v.a. exemplarisch) von Dürig und Herdegen an, sieht man schnell, wie unterschiedlich das Verständnis eben der "Würde des Menschen" ist. Die *juristische* Auslegung von Art. 1 GG ist hier eng mit der *philosophischen* Diskussion um die "Würde Menschen" verknüpft, unterscheidet sich jedoch auch wesentlich. Zunächst möchte ich kurz auf diesen Punkt eingehen.

Die juristische Kommentartradition knüpft natürlich an das Verhältnis von einer vor-rechtlichen Würde-Konzeption des Menschen zur bestehenden Rechts-

und natürlich Grundgesetzlage an und die Frage, was denn eigentlich aus den ersten Artikeln des GG sich so alles folgern läßt. Üblicherweise gilt das in Art. 1 GG Artikulierte allgemein als "grundlegend", damit aber auch als eigentlich "vorrrechtlich". Und üblicherweise versteht man das "ist" in "Die Würde des Menschen ist unantastbar" als eine indikativisch gemeinte Sachaussage. Hasso Hofmann z.B. versteht jedoch dieses "ist" als eine deklaratorisches "ist", so wie wir z.B. bei der berühmten Eheschließungsformel eher an ein "Versprechen" denken. Also in diesem Fall - im Kontext von Art. 2: "Das deutsche Volk bekennt sich darum ..." - wofür er sofort harsche Kritik einstecken mußte.

Die philosophische Beschäftigung mit dem Thema der "Würde des Menschen" kommt in der Regel nach der gängigen Skizzierung der stoischen und christlichen (Gottebenbildlichkeit) Fassung über Pico della Mirandola berühmter oratio de hominis dignitate von 1496 zum locus classicus der modernen Philosophie, nämlich Kants Gründung der menschlichen Würde auf seine "Moralität" (nicht schon bloße Intellektualität, der "böseste Mensch kann hochintellektuell sein", oder auch "Intellekt ist nur Instinktersatz", könnte also als eine biologische Naturausstattung - wie z.B. die Leber - angesehen werden), die dem Menschen qua Menschen (Selbstzweckhaftigkeit) zuweist und es verbietet, den anderen im Umgang nur(!) als Mittel zum Zweck zu betrachten. In der philosophischen Betrachtung steht also in der Regel immer das Menschenbild selbst zum Thema, anthropologische Kernüberzeugungen von bestimmten "Eigenschaften", die den Menschen als Menschen (z.B. vor den Tieren und Pflanzen als anderen Organismen) unterscheiden (Willensfreiheit, Vernünftigkeit, Bewußtsein, Selbstbewußtsein, Ichhaftigkeit, Sprachfähigkeit etc.).

Ich möchte nun zunächst eine Unterscheidung methodischer Art und argumentationstheoretischer Art einführen, die häufig übersehen wird.

Alle "Gesetzgebung" (auch die des Grundgesetzes, auch der UNO-Resolutionen der Vereinten Nationen, hier sind z.B. Palästina und der Vatikan nicht Mitglieder) hat einen Geltungsbereich. Das "Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland" wirft hier schon ein Problem auf: Die Rede ist in GG1 Art. 2 vom "deutschen Volk", das ist natürlich juristisch problematisch, und also halten wir uns an die Bundesrepublik Deutschland als "Staat" (mit einem definierten Territorium, hier entsteht das Problem "was ist mit Staatenlosen?"). Ebenso gilt die Charta der Vereinten Nationen für die Mitglieder der Vereinten Nationen, die "Allgemeine Erklärung der Menschenrechte" ("Deklaration der Menschenrechte" oder auch "UN-Menschenrechtscharta") von 1948 ist schon keine verbindliche Rechtsquelle des Völkerrechts. UN-"Resolutionen" sind zwar völkerrechtlich verbindlich, sofern 9 der 15 Mitglieder des Sicherheitsrates zustimmen und keines der sog. "ständigen Mitglieder" sein Veto einlegt. Es gibt

zudem die "Kairoer Erklärung der Menschenrechte" von 1990 (enthält keine Gleichberechtigung von Männern und Frauen und kein Recht auf freie Wahl der Religion oder des Ehepartners, ein glatter Widerspruch zur UN-Menschenrechtscharta, die aber eben gegenüber UN-Resolutionen nicht verbindlich ist) sowie eine "Arabische Charta der Menschenrechte" von 2004.

Kurz, kehren wir zurück zum Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland: Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland vom 23. Mai 1949 "hat *sich* das Deutsche Volk kraft seiner verfassunggebenden Gewalt ... *gegeben*", so heißt es in der Präambel, und ebendort im letzten Satz: "Damit *gilt* dieses Grundgesetz für das gesamte Deutsche Volk."

Nun entspricht der üblichen Auffassung von Art. 1 GG, nach welcher die "Würde des Menschen" "dem Menschen qua Menschen" (ungeachtet des Geschlechts, seiner Rasse oder sonstigen zusätzlichen Attribute) zukommt durchaus die ältere Kommentarliteratur des GG durch Maunz/Dürig z.B. Hier wird der Intention nach eine *universale* Geltung der Würde des Menschen behauptet, die eben keinen "Geltungsbereich" hat. Zumeist entspricht dieser Auffassung ein bestimmtes *anthropologisches* Menschenbild. Man muß dann bestimmen, was man denn eigentlich darunter versteht, was den "Menschen qua Menschen" eigentlich ausmacht, ihn vor allem anderen lebendig Seienden auszeichnet. (hier die Formeln bei Bruns von Kant: "Die Menschheit im Menschen"/"Der Mensch an sich" etc.) In aller Regel kommt man dann auf bestimmte "Ausstattungsmerkmale" des Menschen (Sprachfähigkeit, Subjekthaftigkeit, Rationalität, Bewußtheit etc. - oder zumindest die "Veranlagung dazu", - der Veranlagungsbegriff enthält das Problem der "Möglichkeit", ein ungeheuer mißverständlicher und vieldeutiger Begriff, dazu später: Differenz des Oppositionspairs "Möglichkeit/Wirklichkeit" und "Möglichkeit/Aktualität", schon bei Aristoteles diskutiert). In der Fachliteratur laufen diese Argumentationstypen unter "Mitgifttheorien" oder "Ausstattungstheorie".

Dagegen gibt es aber auch eine durchaus sog. "rechts-positivistische" Auffassung, welche die "Geltung" von Rechtsnormen allein auf die "positive Satzung" zurückführt, welcher Auffassung man verschiedene derzeitige Begründungstheorien von möglicher Rechtsgeltung zuordnen kann (z.B. klassisch Hans Kelsen, oder auch die systemtheoretische Begründung bei N. Luhmann, bis hin zu verschiedenen Diskurstheorien von Habermas, K.-O. Apel und Kuhlmann etc.).

Neben einigen weiteren argumentativen Typen für die Rechtsgeltung von Recht findet man auch sog. "Leistungstheoretiker", die das wechselseitige

Anerkennungsverhältnis zwischen den Menschen zur Grundlage der Rechtsgeltung von Recht betrachten.

Nun, es scheint zuletzt aber doch eine Grundsatzfrage zu bleiben, ob Rechtsgeltung zuletzt in Moral (wie bei Kant) zu gründen ist, die Frage also, ob "dike" (altgriechisch für Recht) zuletzt bloß gesetzte Norm oder allgemeines "natürliches" Recht ist, eine strittige Frage, die man durchaus als diejenige Frage betrachten kann, die die altgriechische Philosophie im 6./5. Jh. v. Chr. aus sich hervorgetrieben hat und die eigentliche Ursache für das Entstehen von demjenigen war, was wir heute "Philosophie" nennen (s. Tobias Reichardt). Denken wir nur an die Bedeutung des Gesetzgebers Solon im 6. Jh. v. Chr. oder der altgriechischen Sophistik und den Tragikern (z.B. Sophokles' "Antigone", die ja ihren Bruder nach alter Recht und Sitte bestatten muß, was der König gerade - als Gesetzgeber - verboten hat).

Man sieht sogleich, welche grundsätzliche, schon in der Antike heftig diskutierte Fragen hier zum Thema stehen.

Kommen wir zurück auf die moderne Diskussion und einige spezifischen Probleme in den Begründungsstrategien für die Rechtsgeltung, was die sog. "Würde des Menschen" betrifft.

Die Mitgift-Theoretiker müssen sich prinzipiell dreier derzeit grundsätzlicher Ansätze erwehren: Alle bisherigen sog. Alleinstellungsmerkmale des Menschen (die ja die spezifische "Würde" des Menschen gegenüber anderem lebendig Seiendem ausweisen sollen, z.B. Bewußtheit, Rationalität, Ichheit, vor allem - und ausschließlich bei Kant - Moralität) sehen sich den Versuchen ausgesetzt, daß sie nur gradativ gegenüber anderen Merkmalen aus dem biologischen Bereich hervorstechen, im Prinzip also keinen anderen Status haben. Desweiteren müssen sie mit einem problematischen "Möglichkeits-" bzw. "Veranlagungs"-Begriff arbeiten bzgl. der Frage nach der Stellung noch Ungeborener, Dementer, Komapatienten etc. Hinzu kommt der grundsätzliche, schon von Hume artikulierte Einwand, daß sich aus einem wie immer gearteten "Sein" kein "Sollen" hervorzaubern lasse (Stichwort: "naturalistischer Fehlschluss", ein komplexes Problem für sich). Die sog. Mitgifttheorien müssen also genau klären, was sie denn eigentlich unter "Mitgift" bzw. "Ausstattung" verstehen, - soll das eine "Seinsbestimmung" sein und - wie ist hier "Sein" konzipiert (Spemann versucht den Seinsbegriff antik zu erweitern).

Man sieht an dieser Stelle, wie wichtig die Frage ist, ob die beispielhaft genannten "spezifisch anthropologischen Merkmale" biologisch/genetisch "als Anlage" der "Möglichkeit nach" angelegt sind, oder wieweit zwar biologisch/genetische Dispositive gegeben sein müssen, die dann aber erst durch intersubjektive kommunikative Prozesse (Vernetzungen zwischen den Subjekten) erst "aktualisiert" werden. Man muß also unterscheiden zwischen "Möglichkeit" als "Dispositiv", die aber allein nicht "hinreichend" ist zur Aktualisierung der genannten spezifisch humanen "Merkmale". Es muß also etwas "substantiell Nicht-Biologisches", etwas "Soziales" hinzutreten, damit die Dispositive ihre Funktion erfüllen können. Man kann sich dies leicht an der Sprachfähigkeit klarmachen (ein isoliert aufwachsendes Kind erwirbt keine Sprachfähigkeit etc., gleiches gilt für Bewußtheit, Ichlichkeit, Kommunikationsfähigkeit etc.). Vor allem jüngst (nicht erst seit den empirischen Studien von M. Tomasello, Antonio Damasio, Sprachentstehungsforscher wie M. Jäger etc., Stichwort: "Wagenheberfunktion") ist auf diese zusätzliche, *biologisch unableitbare* Funktion sozialer Prozesse aufmerksam gemacht worden. Diese Position erreicht derzeit eine gewisse "opinio communis". Hier wird deutlich, wie in sich vieldeutig und unstimmig unterschiedliche Möglichkeitsbegriffe sein können, die noch keineswegs gedanklich ausgeschöpft sind (wichtige Problemvorgaben wiederum bei Aristoteles, vor allem Met. IX).

Die klassischen Mitgifttheoretiker sind in der Regel "naturalistisch" orientiert ("naturwüchsige Anlage", eine angeblich aristotelisch-thomistische Auffassung, genauer: eine eher thomistisch-christliche Auffassung, die nicht deckungsgleich mit der aristotelischen Problemvorgabe ist). Diese Position wird derzeit wohl nur noch in Minderheit in der Fachwelt vertreten, obgleich sie in der Bevölkerung weitestgehend untheoretisch vertreten wird. Alle diejenigen, die eine in einem weiteren Sinne "soziale" Auffassung der "Würde-Thematik" (seien sie kommunikationstheoretischer Art, Apel, Habermas, Kuhlmann etc.) vertreten, sehen sich dem Vorwurf ausgesetzt, daß die Würde des Menschen kaum Folge von de-facto-Anerkennungsprozesse sein kann, weil sie eben dann infolge nichtprozessierter Anerkennungsprozesse eben auch fehlt. Diese Positionen bedürfen dann umfangreicher zusätzlicher Theoriekonstruktionen sog. "advokatorischer" Art (Verantwortung für sog. unheilbar demente oder komatöse Patienten, Verantwortung für Föten und Neugeborene etc.). Hier ergeben sich schnell höchstproblematische Abwägungssituationen (Kindeswohl gegen Mutterwohl etc., s. derzeit den argentinischen Fall, wo uneinheitliche Rechtsprechung bzgl. der Abtreibung des ungeborenen Fötus nach einer Vergewaltigung vorliegt etc.).

Insgesamt: Die Situation erscheint derzeit recht unbefriedigend: Die klassischen Vertreter einer naturhaft gegebenen Ausstattung des Menschen qua Menschen, eine Ausstattung, die dem Menschen nur als Menschen zukommt, sieht sich auf der einen Seite den gradativen "Einwänden" (menschlicher Intellekt nur gradativ entwickelter als bei höher entwickelten Tieren) gegenüber sowie den Vertretern einer spezifisch sozial argumentierenden Ansicht, daß es nämlich wie gesagt – biologisch unableitbar – sozialer Prozesse bedarf, durch welche eben jene als naturwüchsig angenommenen Merkmale allererst generiert werden. Und die andere Seite, die wechselseitige Anerkennungs- und kommunikative Prozesse als fundierend für die Würde-Thematik ansehen, sehen sich dem Vorwurf ausgesetzt, daß hier die "Würde" von empirischen de-facto Prozessen sozialer Art abhängig gemacht wird, die natürlich auch (de facto) ausbleiben können.

Wie so oft, hat auch hier Kant wesentliche Fragen in die systematische Zuspitzung getrieben (bei durchaus eigenen, einander widersprechenden Einzelurteilen Kants). Man kann sich das schnell klar machen bei der Frage z.B. nach der Legitimität des sog. Todesurteils: Ist auch die Würde des größten Verbrechers und Massenmörders als absolut anzuerkennen? Ist auch seine "Würde" "unantastbar"? Sie alle wissen, daß diese Frage (und nicht nur diese) derzeit ganz unterschiedlich in den unterschiedlichen Rechtssystemen (auch in den sog. westlichen Industriestaaten) geregelt ist.

Wie steht es mit der Abtreibungsgenehmigung genetisch defekter Föten? Die derzeit in der BRD geltende Abtreibungsproblematik steht für sich und ist doch nur ein Beispiel unter vielen derzeit systematisch ungeklärter Fälle.

Kehren wir zurück: Es scheint so, als ob in Art. 1 GG (zumindest der damaligen Intention nach) doch die "Absolutheit" der "Würde des Menschen" behauptet würde, die Würde ist dann gegen kein anderes Gut *abwägbar*. Diese Position geht sicher zurück auf Kant: Jeder Wert hat wohl einen Preis, die Würde des Menschen aber hat einen Wert-in-sich und keinen Preis. Die Würde ist "unverhandelbar", derzeit wird sie jedoch de facto sehr wohl – auch in der BRD – "verhandelt" und "abgewogen" (s. in der Frage des Flugzeugabschusses bei terroristischer Gefahr oder im Fall des Kindsmörders Gäfgen, der Polizeikommissar wurde zu EURO 3.000,- Strafe vergattert, es wurde also sogar quantitativ abgewogen). Es ist oft herausgearbeitet worden in der juristischen Kommentartradition des GG, daß die Verfassungsväter kantische Vorgaben zum Maßstab nahmen. Kants Vorgaben weichen aber dezidiert von denjenigen der Merkmals- oder Ausstattungstheoretiker darin ab, daß er kein biologisch-

genetisches Dispositiv als humanes Spezifikum ansieht, sondern eben die "Moralität" des Menschen. Juristisch führt das eben zu der (unter Juristen berüchtigten) Frage nach dem Verhältnis von "Recht und Moral". (In einer Nachlaßreflexion spricht Kant über eine rein rechtspositivistische Fundierung des Rechts mitbezug auf ein klassisches Drama von dem wunderschönen Holzkopf, dem leider nur das Gehirn fehle.) Auf der anderen Seite ist wohl bekannt (und im Fach Philosophie in der Kantauslegung geradezu berüchtigt), wie problematisch Kants eigene Rede vom einzigen "Faktum der Vernunft" ist: Worin besteht und gründet eigentlich die "Moralität des Menschen". (Das ist hier nicht weiter auszuführen.)

Nun, vielleicht wechselt man einmal den ganzen Frageansatz: Man kann ja fragen, worin gründet die "Würde des Menschen", vielleicht eine Seinsausstattung, oder eine Folge von Leistungen und Anerkennungsprozessen, aus denen sich ein Sollen ergibt bzw. ergeben soll.

Man kann auch fragen: **Wollen** wir die Würde des Menschen bejahen? Oder: Vielleicht haben wir sie schon anerkannt bloß schon dadurch, daß wir darüber reden? Alle, die an dieser Diskussion teilnehmen, haben nämlich schon immer in Anspruch genommen Leistungen anderer Menschen, die sie überhaupt erst instand setzen zu diskutieren, ein Ich-Verhältnis zu haben, Bewußtsein etc. Die Frage entsteht also, ob wir etwas zur Disposition stellen **wollen** (denn **können** tun wir es!, s. z.B. Adolf Hitler), daß wir selbst de facto für uns in Anspruch nehmen (müssen), um überhaupt sinnvoll über diese Thematik zu sprechen. Das wäre immerhin ein zwingender "argumentationstheoretischer" Grund für die Akzeptanz der "Würde des Menschen" unter uns Diskutanden.

((Wenn man auf die philosophischen *Folgen* dieser Debatte achtet, wird man bemerken, daß man die Diskussions*basis* für eine Begründung der Akzeptanz der "Würde Menschen" vom Bereich des Seins oder des Sollens auf den Bereich des Wollens verschiebt. Denn auch alles "Sollen" setzt zuletzt eine Seinsausstattung voraus: die (sozial erlernte intentionale) Fähigkeit nämlich, Ansprüche von anderer Seite (sei es Personen oder Gesetzen) an sich selbst zu verstehen.

Mir scheint dabei die *Notwendigkeit* einer Basisverschiebung der Begründungsdiskussion um die "Würde des Menschen" nicht zuletzt darin zu bestehen, daß wir nur so sinnvoll über "Rechte nachfolgender Generationen" (s. den gesamten Bereich der Verantwortungsethik von Hans Jonas z.B.) sprechen

können. "Nachfolgende Generationen" z.B. "sind" nicht und können auch keine "Forderungen" bzw. "Ansprüche" stellen. Der Rekurs auf ein wie immer geartetes "Sein" oder "Sollen" dürfte hier vergeblich sein. - Man sieht leicht, warum man sich nochmals gründlich mit dem "Möglichkeits"begriff auseinandersetzen muß.

[\[Inhaltsverzeichnis\]](#)

"Warum kann nur ein ‚compositum substantiale‘ krank oder gesund sein?"

Logische Implikationen der Komplementärbegriffe "gesund/krank"



Beginnen wir mit einem klassischen Lehrstück aus der Philosophie des ausgehenden 18. Jahrhunderts, mit Kants sog. Dissertationsschrift aus dem Jahr 1770 "De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis". Zu Deutsch: "Über die Form und die Prinzipien der sinnlichen und intelligiblen Welt". Die Schrift betrachtete Kant selbst als Vorläuferstudie zu seiner weltberühmten "Kritik der reinen Vernunft". Wenn ich jetzt noch hinzufüge, daß er sich in dieser Schrift implizit mit Leibnizens Begriffs- und Logik-Lehre befaßt, werden Sie zurecht fürchten, in ein fürchterlich langweiliges, philosophiehistorisch völlig überaltertes Kleinstproblem hineingezogen zu werden.

Sie ahnen schon: Der Vortragende will ihnen gleichwohl aufweisen, wie relevant diese Überlegungen für unseren Begriff von "gesund" und "krank" sind.

Kant beginnt seine Überlegung in Sectio I seiner Schrift mit einer Reflexion auf den *Begriff* "mundus". Er steht beispielhaft für einen jeden Begriff, in dem wir ein "Ganzes", totum, denken. Eine solche Untersuchung nennen wir "begriffslogisch". Was müssen wir *implizit* mitdenken, wenn wir den Begriff eines Ganzen fassen, *notwendig* mitdenken?

Kant beginnt die begriffslogische Auseinandersetzung mit der Gegenüberstellung dessen, was wir im Begriff eines Ganzen *nicht* denken: Eine bloß summative Vielheit. Er grenzt also den Begriff (conceptus) von einem "totum" streng ab von dem Begriff der "multitudo". Und er muß beide Begriffe, totum und multitudo, streng voneinander absondern, da wir ja im Begriff eines Ganzen eine Identität denken, nicht aber im Begriff einer Vielheit (sagen wir von 3768 Kartoffeln). Wie ist das zu verstehen: Begriffslogisch bedeutet der strenge Begriff eines Ganzen, daß wir dem Ganzen selbst eine Identität zuweisen, nicht aber der bloßen Summe einer Anzahl von Teilen. Das geht aber nur, wenn wir voraussetzen, daß die *Ganzheit* des Ganzen *selbst* etwas darstellt, mehr als eben nur die *bloße Summe* der Teile. Worin besteht nun die Identität eines totums?

Lassen wir Kant zu Wort: *Nam ad identitatem totius non requiritur identitas partium, sed requiritur compositionis characteristicae identitas*". Zu Deutsch: "Denn zur Identität eines Ganzen gehört nicht nur die Identität seiner Teile, sondern die Identität der charakteristischen Zusammensetzung." (Für Kant-Profis ist schon klar, wonach Kant in der KrV eigentlich fragt, wenn er nach der "Synthesis a priori" fragt, die zur Liste der Urteilsfunktionen und der Kategorientafel führt!) Diese Identität des charakteristischen Zusammenstands der Teile ist also etwas anderes als nur die Identität der Teile. Dahinter steht eine Überlegung, die schon bei Leibniz von Bedeutung ist: Etwas kann durchaus aus den gleichen Teilen wie ein anderes bestehen, ohne doch dasselbe zu sein, eben weil die **Koordination** der Teile anders ist. Genau dies denken wir **notwendig**, wenn wir im strengen Sinne ein Ganzes denken, wenn wir an die **Identität** eines Ganzen denken. Kant nennt ein solches Ganzes ein "*compositum substantiale*", ein substantiell Zusammengesetztes, eben kein bloß additiv oder numerisches Ganzes. Kant formuliert hier also – etwas moderner gesprochen – den strengen Sinn des System-Begriffs.

Nehmen Sie das alles nicht auf die leichte Schulter! Sie alle hier – oder wir alle – können gar nicht anders als genau dies implizit mitzudenken, wenn wir uns selbst z.B. als Person mit einem Namen benennen oder zu uns "Ich" sagen: Wir denken dann immer an ein "substantiell Zusammenstehendes", lateinisch eben: an ein "*compositum substantiale*", und nicht nur an eine bloße "multitudo" von irgendwelchen Teilen. Das ist schon logisch etwas ganz Verschiedenes. (Wir könnten niemanden des Mordes verklagen, wenn wir ihm nicht diese logische Identität eines substantiell Ganzen unterstellten, - ja, es gäbe überhaupt kein Rechtswesen!)

Aber bleiben wir noch ein wenig bei Kants Überlegungen: Ein totum besteht prinzipiell aus *unendlich* vielen Teilen, nicht eben abzählbar endlichen wie z.B. 3768 Kartoffeln im Sack. Der typische Begriff für ein solches Ganzes aus nichtabzählbar, also unendlich vielen Teilen ist der Begriff "Welt", mundus. Genau eben von diesem Begriff, conceptus, (nicht von einem Gegenstand) ist bei Kant im Titel seiner Dissertation die Rede. Wenn wir nun einen solchen Begriff eines Ganzen "erkennen" wollen, ihn inhaltlich bestimmen wollen (z.B. was Prof. Schmidt eigentlich ist?, dieses *compositum substantiale*), dann haben wir zwei Möglichkeiten: Wir können vom Ganzen ausgehen und den Begriff *analytisch* zerlegen (also z.B. Prof. Schmidt hat zwei Beine, ist so-und-so-schwer etc.) oder wir gehen *synthetisch* vor und zählen die Liste seiner Prädikate (zweibeinig, 90 kg schwer, etc.) auf. Das Dumme an der Sache dabei ist aber Folgendes: Wenn die Summe der Teile (Prädikate) unendlich ist, dann kommen wir bei der Analyse des Ganzen (einer unendlichen Vielheit) nicht bis an das letzte Glied der Kette oder

an die letzte Unterscheidungsmöglichkeit - und ebenso bei der Synthesis von den Teilen zum Ganzen (eben wegen der Unendlichkeit der Teile). Wir müssen immer und notwendig an irgendeiner Stelle enden mit der Analyse oder der Synthese, und zwar deswegen, weil sich alle begriffliche Analyse oder Synthese in der Zeit (in tempore, wie Kant sagt) bewegt. Der *Begriff* eines Ganzen bleibt damit notwendig und immer "*Idee*" – und das gilt auch für uns alle, sofern wir uns als "ich" bezeichnen, fühlen und denken.

Und noch etwas sagt uns Kant: In der bloßen begrifflichen Analyse oder Synthese eines Ganzen kommen wir nicht nur nie vom Ganzen bis zum letzten Teil oder von den Teilen bis zum Ganzen, sondern noch viel übler: in Begriffen oder Urteilen können wir auch nie das spezifische Gesetz des Zusammenstands der Teile ("lex identitas characteristic") angeben, weil die Teile ja eben nicht bloß *nacheinander* geordnet sind (Prof. Schmidt ist 1. so groß, 2. so schwer, 3. zweibeinig etc.), sondern in einer spezifischen Ordnung der Teile simultan, also *zeitgleich*, zueinander stehen. Ein Ganzes ist also die simultane Ordnung einer unendlichen Vielfalt. (Übrigens das methodische Kernproblem der Quantenphysik, was zur Revolution der mechanistischen Physik Newtons geführt hat). Und genau das können wir nie und nimmer "sagen", in der Reihenfolge unserer sprachlichen Ordnung in Prädikaten, die der *Ordnung der Zeit* folgt. So können wir also nie und nimmer das "Was" einer Sache, einer Ganzheit im strengen Sinne "erkennen".

Ganz so übel sind wir Menschen aber doch nicht daran: Wir haben ja ein Organ, mit dem wir – *im Gegensatz* zu unserer Sprache und zu unseren Sätzen (Urteilen), in denen wir Erkenntnisse glauben ausdrücken zu können – eine geordnete Mannigfaltigkeit einer Vielheit in ihrem *simultanen Beieinandersein* erfassen können: Und das ist nach Kant die "Sinnlichkeit". Das Paradigma für unsere Sinne ist nach Kant das "Sehen": So sehen wir z.B. das Bild der Mona Lisa, erfassen auf einen Blick die unendliche Mannigfaltigkeit der Bildpunkte, und zwar nicht numerisch nacheinander, sondern auf einen Blick: eben *die* Mona Lisa.

So geht uns das ja auch, wenn wir einen Bekannten auf der Straße sehen: Wir erfassen mit einem Blick, "wer" das ist.

So langsam wird klar, was Kant mit seinem Titel eigentlich meinte, wenn er von den Formen und Prinzipien der sinnlichen und intelligiblen Welt spricht.

Die sinnhaft erfahrbare Welt unterscheidet sich von der intelligiblen (sprachlichen) dadurch, daß wir in Begriffen und Urteilen ein Ganzes zerlegen, ohne jedoch je an ein Ende der Unterscheidung zu kommen, eben weil wir dies "in tempore", in der *zeitlichen* Ordnung des bloßen Nacheinanders tun, – sinnhaft erfahren wir jedoch alles immer als ein *simultan* geordnetes, *räumliches* Ganzes in

der Ordnung des *Nebeneinander*. Zeit und Raum sind später in der KrV "die reinen Anschauungsformen".

Streng genommen können wir daher nie *sagen*, was wir *sehen*, und nie *sehen*, was wir *sagen*. Beide Ordnungsprinzipien unseres Welterfahrens stehen in einem eigenartigen "dissensus" zueinander, sie schließen einander aus, ergänzen sich, setzen einander voraus und explizieren einander, ja sie konstituieren einander.

(Jonathan: „Beschreibe mal mit Worten die Gesichtszüge Deiner Mutter!“)

Beenden wir damit unsere Rückwendung zu Kants begriffslogischen Untersuchungen und wenden wir uns scheinbar Handfesterem und Aktuellerem zu.

Die Medizin hat es mit dem Menschen zu tun. Sie hat es mit den Begriffen "gesund" und "krank" zu tun. Als physiko-chemisches Wesen gehören wir zu Welt des Physiko-Chemischen. Als organismisches Wesen zur Welt des Organischen. Als soziales Wesen zur Welt des Sozialen. Warum müssen und sollten wir eigentlich von drei "Welten" sprechen.

Das bloß sinnlich materielle *Woraus*, aus dem wir physiko-chemisch bestehen, kennt kein "Ganzes", ist kein "System" im strengen Sinne, ein Stein kann Teile verlieren, bis er ein Sandkorn ist. Auch dieses besteht wiederum aus irgendwelch physiko-chemischen Bestandteilen, diese aus entsprechenden Atomen, diese aus ... Nur Organismen sind *sich selbst-organisierende* Systeme, Ganzheiten in Kants Sinne, haben Subjekts-Charakter (also auch Tiere und Pflanzen). Das Organische steht nicht nur im Stoffwechselfaustausch mit seiner Umwelt, sondern ist ohne diese jeweilige ihm zugehörige Umwelt nicht zu verstehen (Mensch, Schnecke und Fisch haben unterschiedliche "Umwelten"). Alles, was dem Organismus in seiner Umwelt begegnet, hat *für ihn* eine *Bedeutung* (ohne Umwelt, die ihn ernährt, kann er nicht existieren). Diese Bedeutung dessen, was dem Organismus begegnet und begegnen kann, ist immer durch die biologische Disposition des Organischen *präformiert*. Alles Organische hat also keinen direkten, mechanischen Kontakt zur Umwelt, sondern nur einen solchen, den ihm seine biologische Organisation gestattet. Biologisches ist also semiotisch konstruiert und präformiert.

Und ebenso können wir die Welt des *Sozialen* nicht auf die Welt des Organischen reduzieren, da alles Soziale (Staaten, Gesellschaften, Ehe,

Finanzwelten, Gesetze, sei es durch Riten, Tänze oder Parlamentsbeschlüsse etc.) durch gemeinsame Handlungen oder Beschlüsse konstituiert wird, sich also mittels kommunikativer Zeichensysteme *konstruiert*. Und all diese intersubjektiven Deklarationen haben genau nur den Geltungsbereich für diejenigen, die eben auch Teilnehmer dieser Deklarationen sind (Ehepartner, Staatsangehörige, Stammesmitglieder etc.). Sowenig die Biologie sich auf Physik reduzieren läßt und einen eigenen Gegenstandsbegriff erfordert, sowenig läßt sich die Soziologie auf die Biologie reduzieren, da die Teilnehmer im sozialen Geschehen mittels kommunikativer Zeichensysteme sich eigene Welten erschaffen (so etwas wie "Geld", "Ehe", "Gesetze" etc.). Diese kommunikativen Zeichensysteme sind also auch nicht als genetisch festgelegte kommunikative Mittel zu verstehen, sondern als "Vereinbarungen" (arbiträre Zeichensysteme schaffen *deklarativ* erschaffene Welten oder Realitäten, z.B. UNO-Menschenrechtsdeklarationen etc., s. auch Präambel des Dt. GG). "Wenn eine Gruppe von Menschen etwas für real erklärt, so hat dies reale Folgen" (William James), das gilt für Eheschließung, Anerkennung von etwas "als Geld", etc. Wir schaffen das Konstruieren durch Konventionsvereinbarungen mit anderen Menschen mittels unseres Gehirns (Thomas Fuchs: "Das Gehirn als Beziehungsorgan" mittels symbolischer Zeichen, die eben nicht genetisch fixiert sind, sondern vereinbart). Das begründet die Eigenständigkeit des soziologischen "Gegenstandes". Die Irreduzibilität der drei Welten ist das Entscheidende der folgenden Ausführungen.

Fraglos gehören wir allen drei Welten zu. Wie haben wir das näherhin zu verstehen? *In welchem Verhältnis* stehen diese Welten, in der wir stehen und durch welche wir uns selbst verstehen, zueinander? Und hauptsächlich verstehen wir uns selbst de facto durch, in und mittels der sozial konstruierten Wirklichkeiten, auch wenn wir uns das theoretisch nur selten wirklich bewußt machen.

Als Teilnehmer in allen drei Welten sehen wir Menschen uns in ganz verschiedener Hinsicht als "krank" oder "gesund": Knochenbrüche aufgrund bestimmter Verletzungen, Stoffwechselprobleme oder bestimmte Allergien auf bestimmte Stoffe in der Umwelt beim Organismus, oder z.B. sozial bedingte und verursachte Krankheitsbilder kennen wir ja alle. Die wechselseitigen Einflüsse sind unbestritten. Die *sehr unterschiedlichen wechselseitigen* Einflüsse dieser Welten aufeinander (nicht im gleichen Sinne "kausal") und ihre organischen Folgen für uns müßten wir jetzt näher in den Blick nehmen. Das ist ein Forschungsdesiderat.

Kommen wir aber noch einmal auf Kant zurück: Eine von Ingenieuren für bestimmte Außenzwecke konstruierte Maschine (schnelles Fortkommen auf der Autobahn ist ja kein Zweck des Porsches als Maschine, sondern für den Porsche-Fahrer) kann nicht krank oder gesund sein, sondern allenfalls „kaputt“ mit Blick auf die Erfüllung des **Außenzwecks**. Der Organismus hat aber einen **Selbstzweck**, im Stoffwchelaustausch mit der Umwelt für den Systemerhalt seiner Systemmomente zu sorgen (Neubildung und Austausch interner Momente, physikalisch zuletzt: er muß auf Wäremeerhaltung aus sein, sonst stirbt er). „Selbsterhaltung“ als Ziel des Organismus ist seine Selbstzwecklichkeit, der Organismus widerspricht damit während der Zeit seiner Selbst**organisation** (aktiver Kampf um Selbsterhalt) dem 2. Hauptsatz der Thermodynamik, so Schrödinger. Ganz spät, 1797, nimmt Kant seine Überlegung zum Begriff eines totum in der Kritik der Urteilskraft ab § 64 wieder auf. „Ein organisiertes Wesen ist also nicht bloß Maschine, denn die hat bloß bewegende Kraft, sondern sie besitzt in sich bildende Kraft, und zwar eine solche, die sie den Materien mitteilt, welche sie nicht haben (sie organisiert), also eine sich fortpflanzende bildende Kraft, welche durch das Bewegungsvermögen allein (den Mechanismus) nicht erklärt werden kann.“

Dieses Organisationsprinzip eines Ganzen kann kein bloßer materieller "Teil" eines Ganzen sein. Und schon hier - 1790 - berücksichtigt Kant, daß zu einem Organisationsprinzip eines Organismus auch die Organisation des Ganzen im Verhältnis zu seiner biologisch-physikalischen Umwelt gehört, ohne welches Außenverhältnis ein **organisches** Ganzes, das also lebt, gar nicht denkbar ist. Natürlich haben die späteren Biologietheoretiker seit Varela und Maturana sich besonders für diese Passagen aus Kants „der Kritik der Urteilskraft“ von 1790 interessiert, weil diese Überlegungen Kants direkt zum Begriff eines "metabolisierenden Systems" hinführen. (Auch Erwin Schrödinger nimmt diese Gedanken auf, ohne diese kantischen Überlegungen zu kennen.) Immer geht es um den Begriff eines lebendigen Ganzen, totum.

Es ist also klar, daß ein solcher Organismus eine aktiv-sich-selbsterhaltende-Bewegung impliziert, also einen Verlauf darstellt, also „lebt“. Seine Identität besteht also genau genommen in der Identität ebendieses Verlaufs, Identität kann also gar nicht gedacht werden anders als „**historisch**“, als Zeitverlauf eines Wesens, das zu prinzipiell verschiedenen Zeiten und immer in individueller Raum-Zeit-Situiertheit am Selbsterhalt arbeitet. Zum Lebewesen gehört als einmaliges (**prinzipiell nie wiederholbares**) Wesen seine **Geschichte**, dies ist seine Individualität (hier gibt es keine experimentelle Wiederholung). Das ist die **methodische** Grenze aller experimentell operierenden Naturwissenschaft.

Die Begriffe „gesund“ und „krank“ kann man also streng genommen nur auf etwas beziehen, dessen „Zweck“ ein „Selbstzweck“, ein sich-selbstorganisierendes Wesen, das in Zeit lebt, geschichtlich verfaßt ist, also Subjekt ist. „Gesund“ und „krank“ sind also subjektologische Begriffe (nicht funktionslogische wie das Prädikat „kaputt“ bei einer Maschine, die nicht mehr für einen Außenzweck „funktioniert“).

Da nun das „menschliche Subjekt“ in der Gesellschaft lebt, kommen wir damit zu der Frage, ob ein „Gesellschaftssystem“ im strengen Sinne „gesund“ oder „krank“ sein kann (denken wir z.B. an das Dritte Reich 1943 oder die Auseinandersetzungen zwischen Hutus und Tutsis im Ostkongo) oder ob es sich bei dieser Rede nur um eine „analogische“ Rede handelt.

Wir haben das Soziale als unableitbar vom Biologischen angesehen. In der Tat schaffen wir Menschen es, mittels des „Beziehungsorgans“ Gehirn (so der gleichnamige Buchtitel von Thomas Fuchs, der den Jaspers-Lehrstuhl in Heidelberg innehat) Wirklichkeiten zu konstruieren, in denen wir nicht-biologisch leben (als Mitglied einer Finanzwelt, von Organisationen etc.), in denen wir also nur „sozial“ leben. Aber streng genommen ist es ja nicht das Gehirn (ein Gehirn), das solches zu leisten vermag, sondern es ist nur die biologische Voraussetzung dafür. Die wechselseitige Anerkennung von etwas (z.B. Muscheln) „als“ Geld (dafür ist notwendig ein Plural von Mensch notwendig, R. Crusoe kann kein Geld haben) konstituiert eine gesellschaftliche Wirklichkeit, die unser ganzes Leben durchdringt. Gleiches gilt für Korporationen (z.B. Gewerkschaften, Kirchen, Universitäten etc.), Wirtschaftssysteme, so etwas wie „Politik“, Parlamentarismus, Schulen etc. etc. Das alles gelingt nur über konventionierte Zeichensysteme, deren Bedeutung „deklariert“ und von einem Plural von Menschen anerkannt werden. (Alle Deklarationen haben also einen Geltungsbereich: Art. I zur „Würde des Menschen“ des *Dt.* GG also nur für das „deutsche Volk“, so die Präambel unseres GG.) Ein sehr anschauliches Beispiel dafür ist die Internetwährung Bitcoin, deren „Wert“ ausschließlich in der aktuellen „Anerkennung“ der sich ihrer bedienenden Menschen besteht, oder so etwas wie „Wertentwicklung“ einer Aktie an der Börse.

Die *wechselseitige Verknüpfung* oder *Systembildung* eines Plurals von Menschen konstituiert die soziale Wirklichkeit, die ihrerseits es dem einzelnen menschlichen biologischen Subjekt ermöglicht, so etwas wie ein „Mensch“ zu sein (ein Sprachwesen zu *werden*, dem wir so etwas wie die Prädikate „Geist“, „Verstand“, „Intellekt“ etc. zuzusprechen gewohnt sind, - was immer das alles auch heißen mag, wodurch wir uns alltäglich vom Tier zu unterscheiden pflegen).

Die moderne Paläoanthropologische Forschung kann sehr schön zeigen, wie die diese wechselseitige Systembildung mittels symbolischer Zeichen eine nicht-biologische „Aktion“ ist (im Gegensatz zur biologischen Anpassung, eine Re-Aktion), um sich aus der Umweltgebundenheit zu lösen (erste Wanderbewegungen des homo erectus in nordische Gefilde, Europa, Asien infolge der technischen Entwicklung des Faustkeils, homo barelghazali, der biologisch reagiert, und homo erectus, der kulturell reagiert). Durch wechselseitige Kommunikation mittels symbolischer Zeichen (Ermöglichung von Wissen, von Wissenstradition etc.) konstituieren sich soziale Welten, die ihrerseits den Schritt vom biologischen zum sozialen Subjekt ermöglichen. Dies wird heute in der Spracherwerbs- und Kleinkindforschung vollauf bestätigt (Michael Tomasello z.B.). Erst durch solches Hineinwachsen in solche symbolisch sozial (also *intersubjektiv*) konstruierte Welten kann auch so etwas wie eine „psychische Innenwelt“ entstehen, mittels deren wir die Welt aus einem „Ich“ heraus verstehen, eigentlich also die innere Resonanz unserer sozialen Position (ca. ab Ende des zweiten Lebensjahres, Entstehung von dem, was wir „Bewußsein“ etc. nennen).

Nun stellt sich die Frage, wie wir das verstehen wollen, was wir „soziale Wirklichkeit“ nennen. Sollen wir das nach dem Modell des Organischen denken? „Lebt“ eine soziale Wirklichkeit? In gewissem Sinne wohl ja, in gewissem Sinne haben wir da aber begriffliche Schwierigkeiten: Ist das Soziale ein „Lebewesen“, ein Subjekt? Zweifellos hat die soziale Wirklichkeit fundamentalen Einfluß auf den Einzelnen, der ohne sie gar nicht denkbar ist als Mensch. Gleichwohl fehlt der sozialen Wirklichkeit selbst Subjektcharakter, sie hat weder biologischen Subjektcharakter noch spezifisch menschlichen Subjektcharakter, der sich doch nur durch das Soziale bildet. Ich kann sie weder als Maschine denken noch als Tier oder Mensch. Die Prädikate „gesund“ oder „krank“ kann ich im strengen Sinne nicht von der sozialen Wirklichkeit aussagen, obgleich sie „gesund“- oder „krank“-*machend* sein kann. Die soziale Wirklichkeit ist eben kein „compositum substantiale“, sondern ein „compositum declarationis“, ein Produkt Vieler.

Ein compositum substantiale, nur ein sich-selbst-organisierendes Wesen im individuellen Zeitverlauf seines Lebens, das sich mittels der sozialen Welt eine „innere Welt“ aufbaut und aufbauen muß, um sich in der sozialen Welt zu organisieren, kann sich daher auch von der sozialen Welt *distanzieren*, aus ihr „aussteigen“ („ich verzichte auf Geld“). Nur es kann umwillen seiner Selbstorganisation „Sorge um sich“ haben und daher mittels sozial konstituierter Symbolwelten (z.B. Sprache) eben die *gegebene* soziale Welt *kritisieren*, sie z.B. als es krank-machend verstehen, die gleichwohl nicht selbst „gesund“ oder „krank“ sein kann.

Kommen wir zum Abschluß: Das sog. mechanistische Denken ist fundiert in der Annahme, es lasse sich etwas nur dann verstehen, wenn man es in seine „Teile“ zerlegt, aus denen sich das Ganze zusammensetzen lasse (Legosteine- oder Baukasten-Denken). Die logische Priorität hat dabei ein Denken, das ein Ganzes (z.B. ein Atom) als aus materiellen Teilchen zusammengesetzt betrachtet. Das ist vor ca. 100 Jahren durch die Entwicklung der modernen Physik endgültig falsifiziert worden: Man kann Ganzheiten im atomaren Bereich nicht zerlegen, ohne die Einheit des Ganzen zu zerstören, das *Wechselspiel der Kräfte* ist hier das Primäre, „Teile“ sind nur „theoretisch“ deutbar (sei es als Welle oder Teilchen beschreibbar), wobei jeder experimentelle Eingriff das Ganze zerstört und das beobachtende Subjekt unweigerlich das Ganze verändert und sich damit nicht mehr in der Position des „unabhängigen Beobachters“ (wie in der klassischen Mechanik) befindet. Die moderne Physik (Quantenmechanik) anerkennt die Priorität der Ganzheit vor den kompositorischen Momenten des zu untersuchenden „Gegenstandes“.

Ist so mit Schrödinger die Unableitbarkeit des organisch Ganzen erwiesen (eines Ganzen, das den Grundsätzen der Thermodynamik widerspricht, immer nur für einen kleinen Zeitraum, unseren Lebensverlauf, widerspricht), so stellt sich mit der Fähigkeit von Organismen, sich mittels symbolischer Zeichen zu verknüpfen und deklarative Welten zu konstruieren wiederum ein kategoriales Problem, das seinerseits nicht bloß biologisch erklärbar ist (auch wenn dazu natürlich physische, biologische und neurobiologische Voraussetzungen gegeben sein müssen).

Der Versuch (beginnend mit den Mathematikern und Ingenieuren Norbert Wiener, Claude Shannon und Warren Weaver, den Biochemikern James Watson und Francis Crick, bis hin zu Craig Venter), Biologisches „informationstheoretisch“ zu verstehen, hat sich mittlerweile ebenfalls als unzureichend erwiesen (das ist aber nicht mehr unser Thema, - s. dazu Christoph Türcke, der genau das Paradigma der Computertechnik für ein Verstehen der internen Zellabläufe bespricht und als Fehldeutung der biologischen Funktionen in der Zelle beschreibt, "Vom Kainsmahl zum genetischen Code", 2005, ca. 20 Seiten Lektüre reicht, S. 199-219).

Es bleibt zum Schluß: Nur ein „substantiell Komponiertes“ (nicht das bloß summative) kann eben wegen seines Versuchs, sich am Leben zu erhalten, gesund oder krank sein. Sein Lebensvollzug ist seine „Selbstzwecklichkeit“. Weil dieser Versuch immer zeitlich begrenzt und ein irreversibler Verlauf ist, ist ihm der Tod logisch *immanent* und sind daher die komplementären Begriffe „gesund“ und

„krank“ keine einander *ausschließende* Begriffe, sondern eben einander *implizierende*, ja, auch weil das eine ohne das andere gar nicht zu verstehen ist, auch einander *explizierende* und wechselseitig *konstituierende* Begriffe. Im strengen Sinne ist „Mensch“ eben ein systemlogischer Begriff, weil „Mensch“ etwas substantiell Ganzes (solange er lebt) bezeichnet, ein System, das nur als Zeitverlauf begreifbar ist und genau darin seine Identität hat. Anders gesagt: Identität ist *anders* gar nicht widerspruchsfrei denkbar!

[\[Inhaltsverzeichnis\]](#)

Was kann ich wissen?



Die berühmten Fragen Kants "Was kann ich wissen?", "Was soll ich tun?" und "Was darf ich hoffen?" kulminieren nach Kant alle in die Frage "Was ist der Mensch?". Die erste Frage rechnet man als Grundfrage der Erkenntnistheorie, die zweite als Grundfrage der Moralphilosophie, die dritte als Grundfrage der Religionsphilosophie/Theologie, die vierte als Grundfrage der Anthropologie.

Wir können auch sagen: Die drei Fragen der "theoretischen" Philosophie, der "praktischen" Philosophie, der Religionsphilosophie münden in die Grundfrage der Anthropologie. – Könnte es sein, daß all diese gebräuchlichen Ausdrücke und Wortkombinationen gedankliche Untiefen enthalten?

Damit ist schon implizit angedeutet, daß der Begriff des "Wissens" selbst außerordentlich vieldeutig ist. Das ist zu erläutern. Ich kann auf alle Fragen eine Antwort geben, ein "Wissen" zur Frage haben. In der Regel meinen wir nur im ersten Fall ein "intersubjektiv gültiges (wissenschaftliches) Wissen", im zweiten Fall handelt es sich um ein "Wissen", was mein *Handeln* betrifft, im dritten Fall um ein Für-wahr-halten bzgl. unserer Hoffnungen, im vierten Fall aber wieder zuletzt um ein zumindest intendiertes *intersubjektiv gültiges* Wissen. Wir haben vom Vortrag von Michael Schmidt gehört, daß Hobbes alles Wissen und allen Wissenserwerb betrachtet daraufhin, daß es uns "nützt", also unseren Lebenszwecken dienlich ist (ganz im Gegensatz zu Aristoteles). Wenn diese instrumentalistische Auffassung allen Wissenserwerb zutrifft, dann ist alles "wissenschaftliche Wissen" abhängig von demjenigen, was wir als für uns nützlich halten, also zuletzt, was jeder einzelne als für seine private Lebensführung für nützlich hält, - und das ist dann wiederum sein "persönliches Wissen". Die sog. theoretische Philosophie ist dann abhängig von der "praktischen Philosophie". So hat schon mit Kant die "praktische Philosophie" die Oberhand über die "theoretische Philosophie" gewonnen. So ist der Mensch ja nicht infolge seiner Erkenntnisfähigkeit bzgl. des "theoretischen Wissens" spezifisch Mensch, sondern infolge seiner "Moralität". Und in der praktischen Philosophie hat der Vorzug dann nicht mehr die "Moralphilosophie" (im Sinne einer allgemeinverbindlichen Normenethik, die nur Freiheitsrechte der anderen schützt wie bei Kant), sondern die "Ethik" im Sinne der guten Lebensführung. Da wären wir dann wieder bei Aristoteles.

Gehen wir zurück zu den antiken Quellen. Eine Ausgliederung der Begriffe theoretische und praktische Philosophie und damit des Wissens (der episteme)

findet sich ja frühestens bei Aristoteles (episteme theoretike, praktike, Grundlage der späteren Differenz von vita contemplativa und vita activa, Hannah Arendt). Wie war es aber früher und wie kam es zu dieser Ausdifferenzierung im Wissensbegriff?

Gehen wir einen Schritt zurück zu Sokrates (ich lasse die problematische Überlieferungsgeschichte seines Philosophierens durch Platon jetzt außer Acht): Sokrates ist ein Athener Bürger des 5. Jahrhunderts v. Chr., gest. 399). Das 5. Jh. ist Athens "großes" Jahrhundert und - im letzten Drittel – beginnt der Zerfall der athenischen Polis in den kriegerischen Auseinandersetzungen mit Sparta, vor allem der politisch-kulturelle Zerfall (nicht nur machtpolitischer). Die athenische Bürgerschaft ist am Ende zerstritten, in allen wesentlichen Fragen der Politik, des Rechts, der Religion. Nirgends herrscht mehr ein "selbstverständlicher Verstehenshorizont", alles wird strittig. Es ist das Jahrhundert der "Sophisten", die alles in alle Richtungen zerreden, für Geld, wie ihnen später Platon vorwirft, in Abgrenzung zum philosophischen Denken, das auf "Wahrheit" geht. Vor Platon ist das Wort für Philosophen ohne weiteres Sophist. Es herrscht eine extreme Debattenkultur in Athen (ganz im Gegensatz zu Sparta). Wie kam es dazu?

Auch hier müssen wir wieder ein wenig zurückgehen, zuletzt auf die kulturelle Entwicklung der vorangegangenen Jahrhunderte.

Die Niederschrift der "Lieder" Homers Ilias und Odyssee schätzt man auf ca. 800 v. Chr., sie erzählen von einem Kriegsgeschehen von ca. 1200 v. Chr. Sie repräsentieren ein Weltbefinden, wo die Götter (Gott des Krieges, Gott der Liebe, etc. - also quasi Inkarnationen aller menschlichen Wesenszüge) die Lebensbahnen der Menschen vorgeben, im Recht, im Sozialverhalten, im menschlichen Rollenspiel, im menschlichen Selbstfindungsprozess. "Götter" sind hier keine semitischen "Schöpfergötter" (wie im Christentum, Islam, Judentum), sondern wie Steine, Lebewesen und Menschen Wesen (wenngleich ungleich mächtiger) im ewig vorgestellten Kosmos. Der Plural dieser Götterwelt ist das Entscheidende, - sie stehen für etwas. Diese Erzählungen (Ilias und Odyssee), die jetzt nicht mehr nur mündlich tradiert, sondern schriftlich fixiert sind und die nachfolgenden Jahrhunderte (bis zu Platon) zur Standard"lektüre" der gebildeten Schichten gehören (sie werden weitgehend auswendig gelernt) erschaffen erst das "Volk der Hellenen", die sich - ganz fälschlich – für die Nachfolger der Achaier (von denen in den Liedern die Rede ist) halten. Durch die nach dem 1200 Jahrhundert erfolgenden mehrfachen Völkerwanderungen in das Territorium von Hellas wird dessen Urbevölkerung weitgehend verdrängt und ersetzt durch ganz differente ethnische Stämme (Dorer, Joinier, etc.).

Homers Lieder sind also quasi die Identität der Hellenen, ihr Weltbild, ihre kulturelle Wirklichkeit. Man sieht sofort, wie folgenreich die klassische altphilologische Fragestellung nach dem "freien Willen" z.B. Achills in der Ilias des Homer ist: Ob nämlich die jeweiligen Götter (des Kriegs, der Rachsucht, der Liebe etc.) Achills Handeln antreiben oder ob Achill *selbst* entscheidungsfrei, also *Subjekt* seiner Handlungen ist.

Schon in den großen Tragödien des 5. Jahrhunderts wird heftig diskutiert und werden die Konflikte dargestellt, die z.B. die Figur der Antigone aushalten muß, zwischen der Gehorsamspflicht gegenüber dem König, der die Bestattung des Bruders verbietet und dem Gesetz der Achtung vor dem Bruder und dem Toten. Wer entscheidet all diese Konflikte (in Politik, Moral, Recht etc.), wenn die "Götter" oder die Daimones dafür nicht mehr verbindliche Auskunft geben? All diese Fragen geraten auf den Marktplatz der Diskussionen, der Streitereien, der Sophistik. Man sieht sofort, daß das berühmte "Daimonion" des Sokrates, auf das er sich beruft (später "Gewissen" benannt), in das menschliche Subjekt selbst verlegt wird. Mit Sokrates – so Hegel – beginnt die Kultur des Subjekts, der *Mensch* ist es nun, der entscheiden muß, – nicht mehr reicht die Berufung auf irgendwelche "Götter" oder Daimones, Sitten oder Gebräuche.

Sokrates fragt also nach einem "Wissen", das es vorzüglich mit dem menschlichen Handeln in der Polis zu tun hat (Was ist die Gerechtigkeit?), und dieses Handeln des Menschen bezweckt seine Eudaimonia: Was ist das: Ein gelungenes menschliches Leben?

Zu Beginn des Dialogs "Phaidros" läßt Platon Sokrates sagen, daß ihn die Bäume und Tiere in der Natur (die physischen Dinge) draußen vor der Stadt eigentlich gar nicht interessieren, weil sie ihm nichts über das Wesen der Menschen sagen. Es sind also die großen Tragiker des 5. Jhs die eigentlichen "vorsokratischen" Philosophen, nicht die sog. Naturphilosophen an der kleinasiatischen Küste (Thales, Anaximander, etc.). So ist es das Zentrum der berühmten sokratischen Rede von "Ich weiß, daß ich nichts weiß": Ich weiß, daß das, was wir so für das Wissen halten (Gesetze, Vorgaben angeblicher Götter etc.), in Wahrheit kein echtes Wissen ist. Die sokratische Wissenssuche betrifft die Frage nach dem gelungenen Leben des Menschen, ist keine "Naturphilosophie".

Nun, Aristoteles führt all die sokratisch-platonischen Fragestellungen fort und zergliedert die verschiedenen Fragestellungen in Disziplinen: Die Naturphilosophie fragt nach der Gründen und Ursachen des physisch Seienden (bei ihm grundsätzlich des *lebendig* Seienden, dessen, was den *Ursprung der Bewegung in sich selbst hat*, ganz im Gegensatz zu Isaac Newton), die "Ethik"

fragt nach den Prinzipien der Eudaimonia, die Politik nach den Prinzipien der Staatsführung etc. "Wissen" und episteme bedeuten hier je ganz Unterschiedliches.

Erst mit I. Newton wird die Naturphilosophie unter Axiome, Vorannahmen, gestellt: "Kein ens, Gegenstand, ist in der Lage, den Zustand der Ruhe oder der gleichförmig gerichteten Bewegung zu verändern, es sei denn, von außen auf ihn einwirkende Kräfte hindern ihn daran, in diesem Zustand zu verbleiben." Newton grenzt damit von Beginn an die Naturphilosophie auf dasjenige ein, das der *Selbstbewegung* unfähig ist, schließt also nicht nur menschliches Handeln aus, sondern schon alles Biologische. Nur, wenn alles (das tote Seiende) den sog. Naturkräften (Schwerkraft etc.) unterliegt, lassen sich dessen Bewegungen (Lauf der Planetenbahnen z.B.) auch *mathematisch* darstellen. Damit ist alles Finale, Teleologische, Biologische (und natürlich alles, was wir das "Geistige" nennen) aus dem Bereich des mathematisch Darstellbaren ausgeschlossen.

Die nachfolgende Zuspitzung des 18. und 19. Jahrhunderts macht aus dem methodischen Ansatz Newtons eine Allgemeinaussage: Was nicht mathematisch darstellbar ist, ist nicht wissenschaftlich (so noch Kant), zugespitzt: "ist" eigentlich nicht, zumindest nicht "im strengen Sinne" wißbar. Erst die spätere Entwicklung im 19. und 20. Jh. stellt dann in den internen "naturwissenschaftlichen", aber eben auch strittigen Diskussionen fest, daß in *allen naturwissenschaftlichen* Fächern von Beginn an "konstruktive" Vorentscheidungen eingehen, das betrifft natürlich ebenso die modernen Varianten der Physik (Relativitätstheorie, Quantentheorie, grundlegend die "theoretische Physik"), quasi der harte Kern der Naturwissenschaft, an der sich bis dahin alle sog. "Natur"-wissenschaft als Paradigma zu halten hatte.

Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (nach manchen Vorläuferüberlegungen, nicht zuletzt Kants in der KdU; es gibt keinen "Newton des Grashalms") brechen aristotelische Fragestellungen (nicht zugleich Lösungen) auf: Von welcher Art ist das Wissen um Biologisches/Organisches, das sich – insofern es *lebendig* Seiendes ist – eben nicht mechanistisch erklären läßt, das alte Teleologie-Problem, was heißt "Stoffwechselfaustausch", was heißt "selbststeuerndes System" (Ernst Mayr, Maturana, Luhmann etc., um ein paar Namen zu Beginn der mittlerweile breiten Diskussion zu nennen). Der Wirklichkeitsbegriff fächert sich auf und damit der Begriff des "Wissens". Um welche Wirklichkeit z.B. handelt es sich bei solchem, das nur "gesellschaftlich" konstituiert wird (Berger/Luckmann z.B. "Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit" von 1966: Weder in der physischen noch biologischen Natur gibt es so etwas wie "Finanzämter"). Heute wird in so gut wie allen kulturwissenschaftlichen Fächern diskutiert, um welche Art von Wirklichkeiten es

sich bei den Wirklichkeiten handelt, die *nur* durch intersubjektiv-kommunikative mediale Prozesse (Sprache, Mimik, Gestik etc.) konstituiert werden (und dazu gehört ja immerhin alles sprachlich Erfassbare und Denkbare und also dem menschlichen Bewußtsein Zugängliche). Ja, man kann das zuspitzen: Wann immer wir von "Wissen" reden, so ist dies (was immer dies sein mag) nur *durch* und nur *in* Medien gegeben (sprachlich oder in Zeichensystemen wie z.B. der Mathematik). Und wenn sich dies so verhält, müssen wir dann nicht vermuten, daß die *Art eines Mediums* das möglich "Wißbare" bereits vorformt, mitgestaltet? Ist es also nicht so, daß "Medien" nicht nur "Mittel der Darstellung" sind (und also austauschbar), sondern eine "transzendente", also *sinnbereichs-erschließende* Funktion haben (so wie das Hören das musikalische Erlebnis ermöglichen, ein Erlebnis, das sich eben nicht "sagen" läßt, gleiches gilt vom Sehen, der Sprache, der Schrift etc.)? Und erst, wenn wir gelernt haben, sinnhaft Erlebtes in irgendeiner Form physisch in irgendwelchen intersubjektiv-kommunikativen Systemen zur Darstellung zu bringen (z.B. in Gravuren, der Schrift etc.), können wir die individuelle, psychologische (kurzzeitige, unzuverlässige, zuhöchst wandelbare) Erinnerung zu einem "kulturellen Gedächtnis" (fixiert an Dokumenten) erweitern (Übergang von einer "oralen" zu einer "skripturalen" Gesellschaft (Voraussetzung der Städtebildung, der sog. "Kulturvölker", ja von "Völkern", Gesellschaften, Gesellschafts- und komplexen Wirtschaftssystemen). Man sieht sofort, wie der Wirklichkeitsbegriff erweitert wird und damit - natürlich - der Begriff des "Wissens" und "Wißbaren".

Ich fasse also zunächst zusammen: Die Frage "Was kann ich wissen?" kann ich auf ganz verschiedene Themenfelder beziehen. Der sog. "theoretischen" Philosophie ordnet die Neuzeit die "Erkenntnislehre von der Natur" zu, daneben aber auch die Logik, die formale Logik, die die Gesetzmäßigkeiten des Denkens selbst zu eruieren sucht. Das heißt also, daß das Themenfeld der "Logik" davon ausgeht, daß das Denken an ihm selbst eine Eigengesetzlichkeit aufweist. Das ist ein außerordentlich wichtiger Punkt für die Frage, wieweit in der "Erkenntnis von der Natur" schon immer logische (oder in kantischer Diktion: "transzendente") Eigenfunktionen des Denkens selbst mit einfließen und alle Ergebnisse vorweg mitbestimmen. Das geht soweit, daß man sogar grammatisch-sprachliche Regeln als Voraussetzung wissenschaftlicher Ergebnisse betrachtet (L. Wittgenstein).

Seit dem 19. Jahrhundert kann man also zwei Richtungen in der Wissenschaft von der Natur beobachten: Eine eher realistische Richtung, die davon ausgeht, daß die Natur eine unabhängig von der wissenschaftlichen Erkenntnis bestehende Eigenbestimmtheit aufweist und die mehr oder minder "erkennbar" ist (Dingler, Popper, Albert, Vollmer etc.) oder eine eher konstruktivistische Richtung, die auf die immer schon vorweg leitenden

Funktionen (logischer, aber auch sozialer Art etc.) achthaben, die alle wissenschaftliche Forschung leiten ("Natur" ist dann prinzipiell eher eine "Konstruktion" des menschlichen Geistes). Der faktische wissenschaftliche Fortschritt und die faktisch wissenschaftliche Arbeit am Naturgegenstand - da stimme ich Michael Schmidt zu - dürften sich derzeit an einem moderaten "kritischen Realismus" orientieren. Alle wissenschaftliche Erkenntnis ist "bereichsbezogen"; der Bereich ist immer vorweg durch bestimmte theoretische Vorannahmen geleitet, die den Horizont abstecken, innerhalb dessen sog. "gültige Erkenntnisse" möglich sind. "Erkenntnis" hat dabei dann immer einen sog. "Geltungsbereich" (innerhalb der newtonschen Physik lassen sich bestimmte theoretische Hypothesen experimentell überprüfen, – die aber nicht mehr für die postnewtonsche Physik (Relativitätstheorie, Quantentheorie etc.), aber auch dem Bereich des Lebendigen, den die Newtonsche Axiomatik ja ausschließt, gelten können). Alle Erkenntnis ist so also immer "vorläufig", aber immer auch bereichsgültig, hat Geltung, ist aber "relativ" bezogen auf den Geltungsbereich, der vorab aufgrund theoretischer Vorannahmen gezogen wird.

Michael Schmidt wird heute dann diese Richtung mit den Vorstellungen von Popper und Vollmer ein wenig vorstellen. Das betrifft diejenige Seite des Menschen, die mit den sog. naturwissenschaftlichen Methoden zugänglich ist. Schon hier wird der Mediziner auf das Problem stoßen, daß der Mensch als physisches Wesen natürlich mit Mitteln physikalischer Methoden zugänglich ist, aber schon im Bereich seines organischen Daseins (insofern er also ein mit Stoffwechsel ausgestattetes Lebewesen ist, das in konstitutivem Austausch mit seiner Umwelt steht und wobei dieser Austausch ein notwendiger *zeitlicher individueller Verlauf* darstellt) sich den klassisch-physikalischen Methoden notwendig entzieht. Hier sind seine "Bewegungsabläufe" (das "Leben") *nicht mehr mathematisch* darstellbar (wie die Bewegungsgesetze der klassischen Mechanik unter Zugrundelegung sog. Naturkonstanten). Umso mehr gilt dies für den Menschen, insofern er Mitglied einer sozialen und psychischen Welt ist. Der Wissens-Begriff ist hier völlig anders anzusetzen, der Begriff der Hypothese, der Begriff des "Experiments" etc.

[\[Inhaltsverzeichnis\]](#)

"Das Wort 'wahr' wird in mannigfachem Sinne ausgesagt"

to de alethès pollachos légetai



In Anlehnung an Aristoteles berühmten Einleitungssatz im vierten Buch der Metaphysik (der sog. Metaphysiksschrift) und ganz im Sinne des Aristoteles sollten wir zunächst untersuchen, in welchem Sinne, in welchem unterschiedlichen Sinne von "wahr" die Rede ist. Diese Vorgehensweise ist geradezu typisch für Aristoteles, der ja am Ende der klassischen altgriechischen Epoche der Philosophie steht und rückblickend eine Übersicht gibt von dem, was die Früheren zu einem jetzt in den Blick genommenen Problem gedacht haben.

So läge es also nahe, die verschiedenen, sehr unterschiedlichen Wahrheitstheorien zunächst zu referieren, was einige Wochen in Anspruch nehmen dürfte. Natürlich sollte zumindest die thomatische Formel "veritas est adaequatio intellectus et rei" (nicht ganz dasselbe: "veritas est adaequatio intellectus ad rem") genannt sein, weil sie am ehesten der Alltagserfahrung entspricht, aber auch die Bemerkung Gottlob Freges (des großen Gründervaters der modernen Logik im 19. Jh.) ist zur Kenntnis zu nehmen: „Man kann ja geradezu sagen: ‚Der Gedanke, dass 5 eine Primzahl ist, ist wahr.‘ Wenn man aber genauer zusieht, so bemerkt man, dass damit eigentlich nicht mehr gesagt ist als in dem einfachen Satz ‚5 ist eine Primzahl.‘“ Diese These führt geradewegs zur sog. Redundanztheorie, daß nämlich der Zusatz "wahr" zum Inhalt eines Gedankens schlicht nichts beitrage, sondern nur eine sog. „Versicherungsformel“ sei. Unterscheiden mag man dann desweiteren formal-semantische Wahrheitslehren (z. B. Tarski und andere: : In diesen Theorien wird Wahrheit nicht mehr wie bei der Korrespondenztheorie als Eigenschaft des Bewusstseins oder Denkens, sondern als Eigenschaft von sprachlichen Gebilden wie Sätzen oder Propositionen aufgefasst) und die Konsensustheorie (in Varianten z.B. bei Jürgen Habermas oder Karl Otto Apel etc., „wenn alle übereinstimmen ...“).

Ganz unterhaltsam ist auch Heideggers Versuch, begriffshistorisch das altgriechische Wort „alétheia“ mit "Un-verborgenheit" zu übersetzen. Das geht zurück auf den Abschluß des in der Tat fulminanten Mythos am Ende von Platons "Politeia", hier ist die Rede vom Fluß der "léthe", dem Fluß des Vergessens, vom dem die Seelen auf ihrer Wanderung trinken, dem der Trunk des "Erinnerns"

entgegen steht. "wahr" bezeichnet dann die Qualität eines Vorgangs, etwas dem Vergessen zu entreißen und in die Präsenz zu holen. "Wahrheit" wird dann - so Heidegger - vom Vorliegenden her gedacht.

Da also ein Referat des bisher Gedachten aus zeitlichen Gründen nicht infrage kommt (Herr Müller wird das in der nächsten Sitzung konzentrieren und referieren), gehe ich den positiven Weg und frage: "Von was kann man sinnvoll "wahr" aussagen?" (man kann offenbar nicht von allem sinnvoll "wahr" aussagen).

So sagt man: "Daß der Zweite Weltkrieg nach dem Ersten stattfand, ist wahr". Man sagt auch: "Das ist ein wahrer Freund." Oder auch: "Da hat er aber wahr gesprochen!" Oder auch: "Diese Theorie ist wahr." Oder mal in Anlehnung an Platon (Sophistes) : "Daß drei nicht vier ist, ist wahr", was ja bedeutet: Ein negierter Sachverhalt kann wahr sein. Platon sagt da im Exkurs des "Sophistes": *to me on on estin*. Wörtlich übersetzt mit Schleiermacher: Das Nichtseiende ist Seiendes – und das ist natürlich Blödsinn, weil – so Aristoteles – ein sich selbst kontradiktorisch widersprechender Satz nichts sagt. Bleiben wir noch kurz hierbei: Offensichtlich ist schon Schleiermachers Übersetzung falsch: Das Nichtseiende (daß drei nicht vier ist) ist nicht selbst ein "Seiendes" (Substantiv) , wohl aber "seiend" (prädikativ). Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, daß das Prädikat "wahr" mit dem Prädikat "seiend" zusammenhängt, sprachlich also "Wahrheit" mit "Sein". Genau hier setzen die logischen Überlegungen des späten Platon und des Aristoteles an. Und beide bemerken schnell, die Vieldeutigkeit des Wortes "einai" ("sein") und "alethes". Vieldeutigkeit meint dabei aber nicht bloß "Äquivokation" wie im deutschen Wort "Schloß" (Türschloß, Neuschwanstein), also eine zufällige Namengleichheit (die ließe sich ja leicht abschaffen). Der Vieldeutigkeit liegen jedoch systematisch wesentlich tiefere Ursachen zugrunde. Worin liegen diese?

Immer - so Aristoteles - gibt es in allem Reden von etwas, dasjenige, *von dem* etwas ausgesagt wird und dasjenige, *das von* einem ausgesagt wird. Das eine - so heißt es dann später - ist das logische Satzsubjekt, das andere das logische Satzprädikat, das ist also ein formallogisches Gefälle mit zwei Leerstellen, an die ich jeweils ganz Unterschiedliches einsetzen kann. Daß jedoch *immer* etwas von etwas ausgesagt wird, ist wohl selbst eine von Aristoteles nicht bemerkte Einschränkung und Orientierung an der indogermanischen Grammatik, daß nämlich das logische Grundmodell alles Aussagens sei: "S ist P". Das entspricht nun tatsächlich dem gewohnten Alltagsverständnis (und vor allem dem Lateinischen), nicht aber den Möglichkeiten, die auch die indogermanischen Grammatiken zur Verfügung stehen (mehrstellige Prädikatoren, das war Freges Entdeckung wie z.B. "lieben sich", "liegt zwischen" etc.). Wir müssen also Logik und Sprache streng voneinander trennen.

Um Sie nun nicht vollends zu verwirren, haken wir hier einmal nach und lassen uns auf diese logische Grundformel der abendländischen Philosophie (bis Gottlob Frege) ein: Es macht offensichtlich schon einen Unterschied, wenn wir die Variable "wahr" in die Subjektstelle eines Urteils setzen oder in die Prädikatsstelle: Also: Es macht wohl einen Unterschied aus, wenn wir "von der" Wahrheit sprechen und etwas über dieses merkwürdige Ding aussagen wollen, oder ob wir mit dem Wort "wahr" an der logischen Prädikatsstelle etwas von etwas anderem (z.B. den Satz: "Der zweite Weltkrieg fand nach dem Ersten statt.") aussagen wollen.

Es geht dabei also nicht nur um die "Vieldeutigkeit" des Wortes "wahr", sondern primär um die Frage, welche Bedeutung es hat, wenn wir das Wort "wahr" in *unterschiedliche logische Funktionen setzen*.

Damit müssen wir uns also primär fragen: Was ist überhaupt eine "logische Funktion"? Und das dürfte den meisten gar nicht klar sein.

Beginnen wir also mit der ersten abendländisch expliziten Position: In allem "sinnvollem Reden, das wahr oder falsch sein kann" (nicht alles Reden ist sinnvoll, z.B. "Nürnberg liegt zwischen Frankfurt." – da fehlt offensichtlich etwas, damit der Satz zu einem sinnvollen Satz wird) sind bestimmte formale Bedingungen zu erfüllen, damit ein bloßes Reden ("Die Rose spuckt gelb." "Nachts ist es kälter als draußen.") auch ein sinnhaltiges Reden wird. Die Minimalvoraussetzung für sinnhaltiges, wahrheitsfähiges Reden (wenn es nicht so sein soll wie das Blätterrauschen im Wald) – so Aristoteles – ist das "Prädizieren". *ti katà tinòs*, sagt Aristoteles, "etwas wird von etwas ausgesagt". Das ist offensichtlich nicht der Fall bei einer Bitte, einem Befehl, einem Wunsch etc. Bitte, Befehl, Wunsch etc. werden in sinnvollen Sätzen geäußert, gleichwohl scheinen aber diese Sätze nicht "wahrheitsfähig" zu sein.

Umgangssprachlich – erinnern Sie sich an die Schulgrammatik – suchen wir also die sog. logischen Funktionen von *Aussage- oder Behauptungssätzen*.

Es gibt also neben sinn-"losen" viele sinnvolle Sätze, aber unter all den möglichen sinnvollen Sätzen können nur *bestimmte* Sätze wahrheits*fähig* sein. Man kann das auch so ausdrücken: Jeder Satz hat einen "propositionalen Gehalt" und eine performative Kraft (z.B. das Verhältnis von "Johannes" und "Rauchen"): "Johannes raucht", "oh, möchte Johannes doch rauchen", "raucht Johannes?" etc. Offensichtlich kommt zu dem propositionalen Gehalt (Verhältnis von Johannes und Rauchen) etwas hinzu, was aus dem propositionalen Gehalt eine Aussage, eine Bitte, eine Frage oder sonst irgendeine grammatisch mögliche Satzform und einen unterschiedlichen Sinn macht.

Wir konzentrieren uns also jetzt auf nur den einen Teil von Sätzen, der wahrheitsfähig ist, den sog. Aussagesatz. Es wird also, so sagt Aristoteles, im sinnvollen, wahrheitsfähigen Satz immer "etwas von etwas ausgesagt". Was heißt das genau: Zweimal taucht in der Formel das Wörtchen "etwas" auf: "Etwas-von etwas-Aussagen". Aber beide male steht das identische Wörtchen "etwas" in ganz unterschiedlicher "logischen Funktion": Das eine Mal handelt es sich um dasjenige, *das* da ausgesagt wird, das logische Prädikat, das andere Mal handelt es sich um das, *von dem* das andere etwas ausgesagt wird, das logische Subjekt. Es handelt sich hierbei geradezu um ein "logisches Gefälle": Eine ungleiche formale Beziehung zwischen Zweien. Die "Rose ist rot", das wäre ein typisch aristotelischer Paradesatz, ein *lógos*. Zwar kann ich "rot" von der "Rose" aussagen, nicht aber von "rot" "Rose" aussagen, obwohl ich das sprachlich und grammatisch korrekt sagen kann: "doof ist der Willi" (da versteht jeder, daß hier nur die logische Funktion umgetauscht wurde, gleichwohl aber die Differenz beider logischen Funktionen bestehen bleibt).

Wir müssen also zunächst sauber unterscheiden zwischen "logischen Funktionen" und "grammatischen Eigenschaften". Beides liegt sehr weit auseinander, wie man sieht, wenn wir z.B. die Grammatiken indogermanischen Typs vergleichen mit dem Altchinesischen, wo es kaum grammatische Funktionen gibt (die eher mit Schriftzeichen im Schriftbild und Laut*klängen* in der mündlichen Sprache dargestellt werden), die aber sehr wohl auch logische Funktionen hat.

Ein einschlägiges Beispiel, wie das *grammatische* Denken uns dazu verführt, Grammatik mit Logik zu verwechseln, sieht man ebenfalls bei Aristoteles: "Etwas von etwas aussagen" – da denken wir in der Regel, daß eine "Eigenschaft" einem "Gegenstand" zukommt, das gilt vor allem im Lateinischen, wo ein Akzidenz einer Substanz zugeordnet wird. Das führt dann unwillkürlich dazu, daß wir automatisch assoziieren, daß dasjenige, *dem da* etwas zugeordnet wird, oder *von dem* etwas ausgesagt wird, immer als irgendein Gegenstand verstanden wird (also daß die Rose rot oder Willi doof ist).

Gottlob Frege macht dagegen sehr schön deutlich, daß z.B. im Satz: "Fritz und Lieschen lieben sich" "lieben sich" ein Prädikat ist (keine Eigenschaft an etwas), das sowohl von Lieschen wie von Fritz ausgesagt wird. Die aristotelische Logik (im Organon) hingegen ist stark durch die indoeuropäische Sprachfamilie geprägt, daß wir in der Regel nämlich von einem Etwas eine Eigenschaft aussagen, also unter "Prädikat" immer einen "einstelligen Prädikator" verstehen. Es ist klar, daß das Prädikat "liegt zwischen" (was sinnvoll von Nürnberg, Frankfurt und München ausgesagt wird), kein "einstelliger Prädikator" (also eine Eigenschaft an

etwas) ist, sondern ein dreistelliger Prädikator, der drei weitere "etwas" erfordert, damit er überhaupt sinnvoll im Satz ausgesagt werden kann.

Das Prädikat "wahr" kann also prinzipiell nicht von einem Gegenstand ausgesagt werden, sondern nur von einem *Teilsystem von Sätzen*, genauer von *Urteilen*. Und Urteile haben das Eigentümliche an sich, daß sie "von etwas" gelten sollen. Also der Satz: "Willi ist doof." stellt eine Sachverhaltsbehauptung auf, die von Willi gelten soll, ebenso ist es, wenn ich von Lieschen und Fritz behaupte, daß sie sich lieben (das ist natürlich mitunter schwierig festzustellen). Man sieht also, daß es logische Funktionen sind, die erfüllt sein müssen, damit etwas (das Prädikat "wahr") sinnvoll von etwas (*wahrheitsfähige sinnvolle Aussagen*, gilt nicht für Bitte, Befehl, Gebet etc.) ausgesagt werden kann.

Es gilt hier zwei wichtige Hinweise zu geben: Ein sinnvoller Satz, der wahrheitsfähig sein soll (also irgendetwas von etwas aussagt), muß sich auf etwas beziehen, was außerhalb des Satzes selbst "seiend" oder als "Sachverhalt" (eben z.B. "drei ist nicht vier seiend") gedacht wird, wahrheitsfähige Sätze "transzendieren" sich auf dasjenige, von dem da etwas ausgesagt wird. Der damit behauptete oder gedachte Sachverhalt nennt man traditionell ein "Noema" (griechisch: Ein Gedachtes, vom Verb noein). Von diesem Gedachten soll das Ausgesagte also "gelten". Die Transzendenz des Noema auf das darin Gedachte stellt eine Beziehung her, die allererst die Möglichkeit der Geltung des Satzes (und damit die Frage nach der "Wahrheit des Satzes") ermöglicht. Das ist das eine.

Das zweite an einem wahrheitsfähigen Satz besteht darin, daß er – wie alle Sätze (also auch Bitte, Befehl, Wunsch etc.) sich in Zeichen (nicht unbedingt Sprachzeichen) äußern muß. Jeder Satz muß qua sinnvoller Satz sich eines Mediums der Darstellung bedienen. Das bedeutet: Ein sinnvoller Satz muß sich nicht nur einiger Zeichen bedienen (wie z.B. "Lieschen", "Fritz", "lieben sich"), sondern er muß sich eines *Zeichensystems* bedienen, denn nur in einem Zeichensystem kann man einzelne Zeichen durch wechselseitige Bestimmung eben mittels Zeichen bestimmen, das nennt man das "Reich der Prädikate". Über die erheblichen systematischen Folgen dieser beiden hier nur mit zwei Hinweisen angedeuteten Konsequenzen können wir eher in der Diskussion sprechen. Jedes Medium (Zeichensystem) hat damit sinnerschließende wie aber auch sinnverschließende Funktion.

Wenn – und nur wenn – in einem Satz diese logische Funktionen sinnvoller, wahrheitsfähiger Aussagen erfüllt sind, dann – und nur dann – stellt sich das Problem, das man normalerweise unter dem "Wahrheitsproblem" versteht (nämlich die Frage, wie denn nun der Geltungsanspruch einer wahrheitsfähigen sinnvollen Aussage überprüft werden kann). Und da gibt es dann die

unterschiedlichen theoretischen Ansätze (die Herr Müller in der nächsten Sitzung vorstellen wird), wie z.B. die Korrespondenz-, die Kohärenz- und die Konsenstheorien. Dann und nur dann, wenn die formallogischen Funktionen einer sinnvollen, wahrheitsfähigen Aussage erfüllt sind, stellt sich überhaupt das "normale" Wahrheitsproblem, was in Wahrheit nichts anderes ist als eine Theorie der Erfüllung von Geltungsansprüchen (wie z.B. die Falsifikationstheorie von Karl Popper bzgl. von Aussagen über Naturvorgänge etc.).

Nun gibt es aber viele Aussagen über Sachverhalte, die keine Aussagen über Naturvorgänge sind (z.B. die Entwicklung sozialer Systeme etc., die immer historisch und individuell, also nicht wiederholbar und also auch nicht im Experiment falsifizierbar sind). Ja, es gibt sogar Aussagen über das Bestehen von "negativen Sachverhalten", wie schon Platon im Dialog Sophistes erörtert: Daß nämlich etwas etwas anderes *nicht* ist (drei ist nicht vier, Napoleon lebte nicht vor Platon), ist "wahr", genauer: ist eine wahre Aussage. Damit ist nun vollends deutlich, daß das Prädikat "wahr" nur und ausschließlich von - erstens - *sinnvollen* Sätzen, die - zweitens - überhaupt *wahrheitsfähig* sind, ausgesagt werden kann. Und Sätze sind nur dann - und ausschließlich nur dann - "wahrheitsfähig", wenn sie auf anderes, auf das sie sich beziehen (Gegenstände, Sachverhalte etc.) einen Geltungsbezug aufweisen (völlig unabhängig davon, wer sie denn sagt und wem gegenüber sie ausgesagt sind, das gilt nicht für Sätze, denen man das Prädikat "wahrhaftig" zuspricht). Damit stellen sich nun weitere Fragen: Wie und wodurch wird eine solche Geltungsbeziehung überhaupt konstituiert? Da gibt es offensichtlich irgendwelche Subjekte, die sinnvolle und auch wahrheitsfähige Urteile aufstellen, die dann von anderem "gelten" sollen - was dann in seiner Rechtmäßigkeit zu überprüfen ist - wie auch immer, offensichtlich hat das mit Signalsprachen (z.B. auch von Tieren) nichts mehr zu tun. Das ist aber jetzt ein neues Thema.

Was sollte aber mittlerweile deutlich geworden sein: Daß das Prädikat "wahr" mit dem Prädikat "wahrhaftig" nur sprachliche Gemeinsamkeiten hat. Wenn noch vor Platon "sein" und "wahr" identisch genommen wurde (Parmenides), so ist dies mit Platon erledigt. Im Dialog erläutert uns Platon dies schön in der Frage nach der Möglichkeit des "Sophisten", der ja Falsches aussagt und also Irrtümer produziert. Sophisten kann es ja nach Parmenides gar nicht geben: Wenn nämlich alles, was "ist", auch "wahr" ist, ist der "Irrtum" (der ja das Sein von etwas behauptet, was nicht ist) selbst nicht, geradezu Nichts. Aber dennoch gibt es ja das Falsche. Genau das klärt Platon im Dialog "Sophistes". Wie ist das Falsche überhaupt möglich? Nur wenn das geklärt, ist erklärt, wie es Sophisten geben kann. Das Geniale an Platon ist also die Erkenntnis, daß eben die

Möglichkeitserklärung des Falschen uns auf die richtige Fährte nach dem Wahren führt.

Das Prädikat "wahrhaftig" bezieht sich hingegen auf die Qualifikation einer Aussage in Relation auf die zwischenmenschliche Welt, ganz und gar unabhängig von der Frage nach der Wahrheit der Aussage *bzgl. des Sachverhalts*, bzgl. *dessen* eine *Geltungsbeziehung* erhoben wird. Das Prädikat "wahrhaftig" betrifft den moralischen, gradativen Wert einer Aussage mitbezug auf den anderen (nicht alle Aussagen werden *zu-Jemanden* gesprochen). Und zudem betrifft es die moralische Qualität desjenigen, *der* eine Aussage zu-Jemanden trifft. Das zu-Jemanden ist eine empirische, konkrete sozial eingebettete Relation. Es muß also bei dem Prädikat "wahrhaftig" die intersubjektive Relation *zu-Jemandem* erfüllt sein, damit eine sowohl sinnvolle wie auch wahrheitsfähige Aussage als eine "wahrhaftige" qualifiziert werden kann. Sowohl das aussagende Subjekt wie auch der konkrete Adressat sind bei der Frage nach der "Wahrhaftigkeit" einer Aussage in den Blick genommen. Und da das immer und grundsätzlich eine konkrete, historische, empirische und sozial intersubjektive Situation ist, die da infrage gestellt wird, muß und kann die Antwort auch immer nur und grundsätzlich eine historisch-relative, mitbezug auf den konkreten Wissensstand der aussagenden wie der adressierten Person sein.

Ich fasse zusammen: Der Rückgriff auf den üblichen Sprachgebrauch, der Rückgriff auf historische Positionen und Antworten ist wichtig für das Verstehen von Problemen, genügt aber als solcher keineswegs für eine sachliche Klärung. Wir haben das hier in der Veranstaltungsreihe ja schon des öfteren erlebt: Die bei akademischen Vorträgen übliche Skizze der Geschichte historischer Positionen enthebt nicht von der sachlichen Klärung, die ganz anders ausfallen kann als es die traditionelle Entwicklung der entsprechenden Problemgeschichte erwarten ließ. Niemand steht dafür mehr als Aristoteles, der es sich geradezu zur Regel gemacht hat, zu Beginn seiner sachlichen Ausführungen zunächst die Position der Vorgänger zu skizzieren (s. vor allem Met. A 1-6). So skizziert er die vorsokratischen Denker dadurch, daß er ihnen bescheinigt, sie haben immer die Frage nach dem "woraus etwas besteht", gestellt, die Grundfrage aller sog. "Elemententheoretikern" (alles besteht aus Wasser, Luft etc.; *stoicheíon* heißt das altgriechisch, lateinisch *elementum*). Aber die Frage nach der "Ursache" beinhaltet auch andere Arten von Fragen, die nach dem Stoff, der Form, derjenigen Frage, woraufhin etwas gerichtet ist. Weil die Vorsokratiker nur die eine Art von Ursachen kannten, ja eben nicht erkannten, daß sie eben nur nach einer *Art* von Ursachen fragten, deshalb vergleicht sie Aristoteles noch mit "lallenden Kindern".

[\[Inhaltsverzeichnis\]](#)

Potentialität. Noch-nicht – zuweilen – Nicht-mehr

Neuere Überlegungen mit Blick auf Aristoteles



Die ältesten Gesetzestexte (Codex Hammurapi, ca. 1800 v.Chr.) bis hin zur "Bill of Rights" (1789), die französische "*Déclaration des Droits de l'homme et citoyen*" von 1789, wie die "Universal *declaration of Human Rights*" von 1948 und auch das GG vom Mai 1949 haben "*deklarativen* Charakter". Kommen schon die Wörter "*déclaration*" und "*declaration*" im Titel direkt zum Ausdruck, so wird dies auch deutlich aus der sog. Präambel des Dt. GG: "... hat *sich* das Deutsche Volk kraft seiner verfassunggebenden Versammlung dieses Grundgesetz *gegeben*" und "Damit *gilt* dieses Grundgesetz *für* das gesamte Deutsche Volk".

Eine Deklaration ist also eine Erklärung mit Geltungsbereich (die UNO-Charta für die Mitgliedsstaaten der UNO, nicht z.B. Palästina und der Vatikan-Staat, das GG für das Deutsche Volk). Wie bei der Eheschließung vor dem Standesamt wird mit einer Deklaration eine soziale Wirklichkeit konstituiert, die vorher *nicht* war. Das erinnert stark an die Theorien moderner Soziologen: "Die *gesellschaftliche* Konstruktion der Wirklichkeit". Wie bei Geld, Hochzeit, Finanzamt etc. gilt das sog. William James-Axiom: "Wenn eine Gruppe von Menschen etwas für real erklärt, so sind die Folgen real". Zwei Aspekte sind hier interessant: Deklarationen kann es nur zwischen einem *Plural von Menschen* geben (R. Crusoe kann kein Geld haben) und – die Realitäts*setzung* ist physisch oder biologisch *unableitbar*. (Am Rande sei bemerkt ein Drittes: Deklarationen bedürfen *notwendig* eines kommunikativen Mittels in *Zeichen*, sei es sprachlich, schriftlich oder sonstwie, Deklarationen sind daher *notwendig medial* konstituiert). Mit dem William Thomas-Axiom: "Wenn eine Gruppe von Menschen etwas für real erklärt, so sind die Folgen real" wird also die Nichtreduzierbarkeit der *sozialen Wirklichkeit* behauptet. Es wird etwas Neues erschaffen, etwas "Kulturelles" sagen wir.

Genau Letzteres war wohl zumindest historisch *nicht* die Absicht der Väter des Grundgesetzes. In Art. I heißt es bekanntlich im Indikativ "Die Würde des Menschen *ist* unantastbar". Die Kommentatoren eröffnen zwar eine Reihe von differenten Verstehensmöglichkeiten dieses Satzes, doch dürfte wohl die damalige Intention dem üblichen Alltagsverständnis entsprechen: Hier wird eine *Seinsbehauptung* mit *universalem* Anspruch ausgesprochen. Ein wenig anders liegt die Sache bei der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der UNO-

Generalversammlung: "... verkündet die Generalversammlung diese Allgemeine Erklärung der Menschenrechte als das von allen Völkern und Nationen zu erreichende Ideal (proclaim for a common standard)". Hier ist also von einem "zu erreichenden Ideal" (so die offizielle Übersetzung) oder Standard die Rede.

Dann heißt es in Art. 1 wieder indikativisch (ein wenig parallel zum Dt. GG): "Alle Menschen sind frei und *gleich* an Würde und Rechten geboren."

Damit ist der Interpretationsstreit eröffnet: Wird in den jeweiligen Artikeln I eine Seinsbehauptung aufgestellt (eine "metaphysische", wie man so – etwas unbedacht – sagt), die dann universal für alle Menschen gilt, – dann muß in irgendeinem Sinn auf eine *Seinsausstattung* des Menschen rekurriert werden, auf irgendeine bestimmte anthropologische Auffassung vom Menschen "als" Menschen rekurriert werden. Oder geht es hier um eine Setzung, die eine Gruppe von Menschen sich gibt, die "idealiter" von allen Menschen gelten *soll*?

Ich darf noch auf einen Punkt aufmerksam machen, der etwas unscheinbar im Hintergrund steht: Bereits auf den ältesten Gesetzestexten ist von der *Gleichheit* der Bürger die Rede, nur erst sehr spät (ca. 2000 Jahre bzw. 3500 Jahre) von der dignitas oder der "Würde". Da wir Menschen nun alle de facto *nicht* gleich sind (weder raum-zeitlich, noch biologisch, noch sozial) und wir also de facto *nur-verschieden* sind, ist das eine merkwürdige Behauptung, daß wir "gleich" seien. Die Gleichheit kann also nur als "Idee" aufzufassen sein. Das führt geradezu zu einer Fangfrage: Gründet die Würde des Menschen in der Gleichheit oder die Gleichheit der Menschen in der Würde? Setzt in Wahrheit nicht auch die Rede von der "Würde des Menschen" wie die Rede von der Gleichheit den Plural von Mensch voraus?

Blicken wir zunächst zurück auf Aristoteles (diesen quasi-Erzfeind aller Gegner der naturrechtlich-christlich-lateinischen Tradition, die sich bekanntlich auf Aristoteles beruft): "Potentialität" - ein Kunstwort aus dem Lateinischen, "ität" kommt von "-itas" (-ites im Griechischen), im Deutschen bezeichnet man damit das "Wesentliche", etwas, ohne das eine Sache oder Sachverhalt nicht gedacht werden kann. "Potentia" – denken Sie dabei ruhig an die Manneskraft – da haben Sie schon eine Bedeutung des Begriffs, eine biologische, mitunter psychologische oder gar soziologische. Niemand hält sich *dauerhaft* auf der Höhe dieses "aktuellen" Seins auf (das ist ein wichtiger Gedanke für das Folgende).

Daß etwas sich *zu* etwas *entwickeln* kann, das es *vorher nicht* war, daß es dabei dennoch *es-selbst bleibt*, ohne ein *schlicht-Anderes* zu werden, das impliziert notwendig den Gedanken, daß etwas in einem bestimmten Sinne mit-

sich-identisch bleibt, auch wenn so manches (Materielles, Eigenschaften, Handlungsweisen etc.) sich ändern. Ein eigenartiger Gedanke: Etwas bleibt es selbst, obwohl es später anders ist.

Der *Erfinder* dieses Gedankens, dieser *Möglichkeit*, ist Aristoteles. Weil er dieses ungewöhnlich Neuartige denken wollte, brauchte er dafür auch neuartige Begriffe, die es so vorher nicht gab: dynamis (Möglichkeit, Fähigkeit, Kraft), en-érgeia (im-Werke-sein, aktuelles Tätigsein), en-tel-écheia (in seiner Vollendung sein, sein Ziel erreicht habend). Nun, wie immer, ein neuartiger *Begriff* ist das *Ergebnis* und steht am Ende einer komplexen Überlegung, um das gedankliche Ergebnis abzukürzen und zu bezeichnen: Typisch aristotelisch: er setzt einfach den bestimmten Artikel (to, ho oder he) vor einen (mitunter zusammengesetzten) Begriff (z.B. to "en-telos-écheia on", das sich im Ziel seiner Möglichkeit Befindliche). Genau das können die Lateiner nicht, ihnen fehlt der bestimmte Artikel, und so wird aus einer komplexen *Problemüberlegung* sogleich eine "Eigenschaft an etwas", *potentia*, kurz: aus einem Problem etwas Gegenständliches. Genau das ist aber in *dýnamis* bei Aristoteles zunächst gar nicht gedacht. (Die folgenden Beispiele beziehen sich in der Sache alle auf Aristoteles):

Holz *kann* brennen (sofern es mit Feuer in Kontakt kommt, einem aktuell-physisch-chemischen Prozeß). Etwas ganz anderes ist es wohl, wenn sich etwas (z.B. das Samenkorn einer Tulpe) sich unter entsprechenden Bedingungen zu einer blühenden Tulpe (nicht etwa zu einem Schimpansen) entwickeln *kann*, wiederum etwas anderes, wenn ich sage: Ich *kann* dir eine Ohrfeige geben. In welchem verschiedenem Sinne reden wir eigentlich von "möglich"? Das ist die Frage des Aristoteles.

Man sollte sich also hüten, aristotelische Überlegungen durch die Brille einer lateinischen-scholastischen Tradition zu lesen. Hier gilt wie auch sonst: Das Medium (in diesem Fall die lateinische Sprache) ist eben nicht nur "Mittel" zum Ausdruck, sondern hat auch Eröffnungsfunktion für das Denken, das sich *in ihm* vollzieht, nimmt also massiv *inhaltlichen* Einfluss auf das Denken. Jede Sprache hat nicht nur sinnerschließende, sondern auch sinnverschließende Funktion. Und Latein fundiert immerhin die abendländische Tradition der Medizin und Juristerei.

Kurz: Wir haben es hier bei Aristoteles keineswegs mit "naturrechtlichen" Positionen im späteren Sinne zu tun, die "eigenschaftslogisch" argumentieren, sei es daß die Würde als in der "natura hominis" oder in der Gottebenbildlichkeit gegründet betrachtet wird.

Das wird besonders dann deutlich, wenn Aristoteles sagt, daß das "to energeía on" dem "to dynámei on" systematisch vorhergeht: Das "aktual im Tätigsein Befindliche" dem "bloß in der Möglichkeit Befindlichen". Das widerstreitet

unserer Denkgewohnheit. Muß denn nicht die "Möglichkeit" der "Wirklichkeit" vorangehen?

Was ist hier gemeint? Die verbleibende Vortragszeit zwingt im Folgenden dazu, einige Aspekte und Konsequenzen mitbezug auf moderne Problemlagen nur anzudeuten.

Wenn wir nach der "Würde des Menschen" fragen, so geht man in aller Regel vom vollbewußten, ichhaften, kommunikationsfähigen, autonomen und moralischen Subjekt aus. Die Ausstattungs- oder Mitgifttheoretiker ebenso wie die moderne Subjektivitätsphilosophie (Kant natürlich) gehen wie selbstverständlich vom Status des gesunden, die Juristen sagen: "geschäftsfähigen" Menschen aus. Und genau das sind wir ja lange Zeit noch-nicht, Erwachsene nur zuweilen (z.B. *nicht* im Schlaf, *nicht* in der Narkose, *nicht* in orgiastischen Zuständen etc.) und gegen Ende des Lebens häufig abnehmend bis nicht-mehr. Gleichwohl nehmen wir alle für uns *wie selbstverständlich* in Anspruch, daß man unsere "Würde" und unsere "allgemeinen" Menschenrechte auch dann schützt, wenn wir gerade *nicht* im Status der *Verwirklichung* all der uns als besonders zugeschriebenen Fähigkeiten befindlich sind. Wir sind es dann eben der "Möglichkeit", der *potentia* nach, – das setzen wir dann ganz natürlich voraus.

Der Mensch, folgen wir Aristoteles, ist *wesenhaft* ein sich-Entwickelndes (nichts Statisches), wir können auch sagen ein "*Verlauf*", wie alles organismische Sein. Und wie Aristoteles in seinen *vorwärtstastenden* Untersuchungen unterscheidet (er legt uns ja keine Lehrsysteme vor, wie die lateinische Kommentartradition glauben macht), kann uns etwas Äußeres zustoßen, haben wir gewisse innere Veranlagungen und besitzen auch Möglichkeiten, die wir aber nur "verwirklichen" können, wenn *andere uns dazu instand setzen*. Er unterscheidet also zwischen einer äußeren, physisch gedachten Möglichkeit (Holz und Feuer), zwischen einer biologischen Veranlagung (Samenkorn einer Tulpe) und einer sozialen Veranlagung, wo etwas "von außen" (ex thyrathen) hinzukommen muß, zu dem wir allenfalls eine Disposition haben, was jedoch keiner aus-sich-heraus hat (quasi *eigenschaftlich* als Seinsausstattung oder biologisch gedacht).

Genau auf Letzteres, die soziale Disposition, will ich mich nun konzentrieren und nehme als *methodisches Beispiel* für unsere Überlegung das Beispiel des *Spracherwerbs*, über das ja in den letzten Jahren in der sog. Spracherwerbsforschung, Kleinkindforschung, Linguistik und Neurobiologie viel geforscht wurde:

Wie die sog. Spracherwerbsforschung zeigen kann, beginnt der Erwerb der Muttersprache zunächst als "prosodisches" Klangerfassen, d.h. über Tonhöhe,

Intonation, Klangfarbe etc., spätestens ab der 24. Woche, schon in den letzten Wochen vor der Geburt können Melodien erfaßt werden. Erst relativ spät, ab dem 12.-14. Monat nach der Geburt, beginnt langsam das Erlernen von "Bedeutung" von "Wörtern". Kein Säugling erlernt in diesem Sinne "deutsch", sondern er wiedererkennt ein Klangbild, er lernt über die Prosodie, z.B. des "Oberbairischen". Wir wissen heute, daß dies in der linken Gehirnhälfte im Kontext des Emotionszentrums geschieht und eine unabdingbare Voraussetzung des späteren Spracherwerbs (z.B. von Deutsch als Hochsprache oder von Fremdsprachen) ist, die sich in der rechten Gehirnhälfte vollzieht. Es müssen also zu gewissen neuronalen Dispositionen des *menschlichen* Säuglings (im Gegensatz zum Eselbaby) Menschen hinzutreten, die ihn in das Oberbairisch quasi *einführen* (oberbairisch hat er also nicht in den Genen). In welchem Sinne also ist der Säugling "vermögend, eine Sprache zu erlernen"? Soll das eine *Eigenschaft-an-ihm* sein? Übrigens eine neuronale Disposition, die in den ersten Lebensjahren ihren Zenit erreicht und wieder verloren geht; das Kleinkind hat also nur ein Zeitfenster, in welchem es das Sprechen im Kontakt mit Sprachfähigen erlernen kann.

"Oberbairisch" ist ein Kulturgut einer menschlichen Gemeinschaft, in die historische Erfahrungen eingebettet sind. Die Menschen, durch welche der Säugling allererst in die aktuelle Sprachfähigkeit gesetzt wird, müssen ihrerseits im Status der *aktuellen* Sprachfähigkeit sein. In diesem Sinne geht die *Enérgeia* der Dynamis systematisch, also notwendig voraus. Die schon-Sprachfähigen, die aktual Sprechenden (bewußtseinsfähigen, ichhaften, rationalen etc.) Menschen bringen den Säugling und das Kleinkind dazu, daß seine Disposition zum Spracherwerb auch *tatsächlich* zum Spracherwerb führt, wozu die Disposition *allein* gar nicht hinreicht. Es ist also die "wirkliche Tätigkeit" früher als das bloß-Mögliche. Genau das sagt Aristoteles.

Übertragen wir nun diesen Möglichkeitsbegriff ins Allgemeine, so bedeutet das: In allen Bereichen, wo wir es mit einem *sozialen* oder *intersubjektiven* Möglichkeitsbegriff zu tun haben, geht die Intersubjektivität der Subjektivität voran. Anders gesagt: All diejenigen vormalig als "geburtlich" angesetzten "Natureigenschaften" (Rationalität, Bewußtsein, Kommunikativität, Ichhaftigkeit, Moralität etc.) werden im aristotelischen Sinne "dynamisiert", sie werden *generiert* durch die intersubjektiven Prozesse mit schon-Bewußten, schon-im-Status der Ichhaftigkeit Befindlichen, in gesellschaftlich konstituierten moralischen Verhältnissen Stehenden. Wenn all diese vormaligen "Eigenschaften" die *humanitas hominum* bezeichnen, so wird dann die *Humanitas hominum* in diesem Modell eben genau durch diejenigen Menschen erzeugt, die im aktuellen Vollzug dieser Tätigkeiten sind (bewußt, intellektbegabt, moralisch, ichhaft etc.). Genau das sagt Aristoteles mit dem berühmten Satz: "Der Mensch erzeugt den

Menschen" (anthropos anthropon genna, vor allem Met. XII). So wie der Arzt die Gesundheit erzeugt; – der Mensch erzeugt den Menschen nicht bloß biologisch, sondern in seiner Humanitas, kulturell mit anderen Worten.

Zum Schluß nun möchte ich auf folgende Konsequenz aus den (sich ein wenig an Aristoteles anlehenden) Überlegungen hinweisen, die sich für uns, die wir hier im Hörsaal sitzen, ergeben. Wir alle hier sind gerade im Zustand der Bewußtheit, der Sprachfähigkeit, der Rationalität, der Ichhaftigkeit, des sozial-kommunikativen Austausches. Wir sind quasi "auf der Höhe" unseres humanen Seins (etwas ironisch gesprochen). Und das sind wir weder im Schlaf, noch in der Narkose, oder in orgiastischen Zuständen etc., – kurz wir sind es nur *zuweilen*. Trotzdem aber *beanspruchen* wir (fordern und klagen wir ein), daß die Mitmenschen unsere "Würde" achten und unsere Rechte beachten, auch wenn wir schlafen, in Narkose sind etc. Wir beanspruchen unsere Würde und Rechtsansprüche eben auch dann, wenn wir nur "potentiell" und *nicht* "aktuell" im vollgültigen Zustand des Menschseins sind.

Die Pointe dieser Überlegung besteht gerade darin, daß wir gar nicht anders *können* als eben dies in Anspruch zu nehmen, da wir andernfalls überhaupt nicht in der Gesellschaft leben könnten.

Ohne diese "*Potentialität*" können wir uns selbst als gesunde Erwachsene nicht begreifen, kann es überhaupt keine menschliche Gesellschaft geben. Wir Menschen sind eben wie alle lebendigen Organismen wesentlich *Verlauf*.

Wenn dies so sein sollte, wozu die erstmalige Problemüberlegung des vorwärtstastenden Aristoteles zum Problem des Dynamis-Charakter des Lebendigen hinweist, dann dreht sich die Fragestellung um, ob man Föten, Schwerstbehinderten, Dementen, Komapatienten *schon* oder *noch* "Würde" zusprechen kann und soll. Wenn wir uns selbst, als gesunden Erwachsenen, Würde und Rechtsansprüche notwendig auch dann *zusprechen* und *zusprechen müssen*, wenn wir uns nur potentiell und nicht aktuell im Vollsein unserer humanitas befinden, – dann muß es schon starke Gründe geben, dies Föten, Dementen, Komapatienten und anderen, die derzeit nur en-dynámei-on bzgl. mancher Hinsicht sind, eben dies *abzusprechen*.

So kehrt sich diese Frage wie das Verhältnis von Dynamis und Energieia bei Aristoteles um: Nicht lautet die Frage: Ob wir anderen, in der Möglichkeit-*zu*-Seienden Würde und Rechtsansprüche zuweisen können, sondern, warum wir sie ihnen absprechen sollten?

Man kann sich also fragen: Warum müssen wir überhaupt so dringend "begründen", was wir selbst als kulturelle Wesen und gesunde Erwachsene permanent und immer de facto in Anspruch nehmen und nehmen müssen: das, was wir – durchaus je historisch – unter "Würde" und "Recht" verstehen? Vielleicht ist das weniger eine Frage des Seins und des Sollens, sondern einer Anerkennung unserer kulturellen Wirklichkeit, in der wir uns schon je befinden.

[\[Inhaltsverzeichnis\]](#)

"Was hat die Medientheorie mit dem Begriff von ‚Leben‘ und ‚Tod‘ zu tun ?"



Ich möchte die Frage mit einer Überlegung der modernen Biologietheorie einleiten, indem ich zunächst über den Organismus spreche, der wir ja alle sind. Wir verstehen den Organismus, der lebt (denn andernfalls ist er ja nur ein physikalischer Körper), heute als ein metabolisierendes System, das im Stoffwchelaustausch mit seiner Umwelt steht, seine physischen Bestandteile also austauscht durch Ernährung und Ausscheidung. Der Organismus ist also ohne den lebendigen Austausch mit seiner Umwelt nicht zu verstehen. Ohne diesen Austausch fällt der Organismus zurück in den Zustand rein physikalischen Seins. Mit dem Physiker Erwin Schrödinger sagen wir also, dass man *nur* mit rein physikalischen Gesetzen keinen zureichenden Begriff von „Leben“, von organismischem Sein, entwickeln kann. Insofern hat sich die moderne Biologie vom Paradigma der Physik als ihrer Leitwissenschaft verabschiedet. "Leben" heißt streng genommen: Herstellen von Identität eines sich permanent ändernden physischen Körpers (der selbst gar nicht identitäts*fähig* ist).

Wenn das Thema des Kongresses vom „Ende des Lebens“ spricht, so reden wir vom Übergang des lebendigen Organismus zum physikalischen Körper, - genauer gesagt, vom Zeitpunkt des Rückzugs des Organismus von seiner Umwelt und also vom Ende seines Metabolisierens. Damit ist schon klar: Zum Thema steht auch die Frage, wie sich die Medizin selbst versteht, welches Bild vom Menschen leitend ist? Wir können ja den Schwerpunkt legen auf die physikalischen Gegebenheiten des Organismus, dann aber auch auf sein Eingebundenseins in seine Umwelt, auf seine metabolisierende Prozessualität.

Eine dritte Unterscheidung ergibt sich dann, wenn wir nun noch betrachten, daß der *menschliche* Organismus mit seiner Umwelt auch durch *kulturelle*, also intersubjektiv vermittelte Praktiken *symbolischer* Art mit seiner Umwelt verknüpft ist. Jetzt kommt eine wohl *dritte*, grundsätzlich zu unterscheidende Zugangsmöglichkeit des medizinischen Handelns in den Blick: Zusätzlich zum physikalischen und davon ja grundsätzlich zu unterscheidenden biologischen Sein des Menschen wird nun seine, eben den Menschen auszeichnende *"mediale"* Weltbezogenheit in den Blick genommen.

Das bedeutet dann aber auch, daß wir das Wort "Ende" des Lebens zumindest auch in dreifacher Hinsicht betrachten können: Bzgl. des Zerfalls der körperlichen Integrität des Leibes (z.B. wenn ein systemrelevantes Moment des Körpers selbst ausfällt), bzgl. seines metabolisierendes Seins (beim Abbruch zu einer systemrelevanten Umweltbeziehung) und bzgl. des Abbruchs seines symbolisch-medialen Bezugs zu seiner Umwelt (damit z.B. Verlust von Sprach-, Denk- und damit Bewußt- und Selbstbewußtseinsfähigkeit).

Mit Nicolai Hartmann könnte man von einer Schichten- oder Stufenontologie sprechen: Die erste ist die notwendige, doch nicht hinreichende Bedingung für die zweite Stufe, und die beiden ersten sind die notwendigen und ebenfalls nicht hinreichenden Stufen für die dritte Stufe. Aber handelt es sich hier um "Wert"-Stufen? So scheint es ja, wenn man in der derzeitigen Debatte um die Definition des Todes die Priorität der Hirntodtheorie gibt. Denn das Gehirn gilt doch - übrigens fälschlicherweise - als dasjenige Organ, das (allein) für die medialen Weltprozesse des Menschen zuständig ist. (Gleichwohl ist ja auch das Gehirn nur Teil des Systems Organismus und ohne diesen nicht funktionsfähig.)

Systemlogisch betrachtet sind alle genannten drei Ebenen für den Menschen untrennbar miteinander verbunden, *schichtentheoretisch* scheint es aber eine "oberste" Schicht zu geben. Mir scheint, daß man beide Theoriemodelle nochmals genauer prüfen sollte mit Blick auf folgende Ergebnisse verschiedener Einzelwissenschaften, die im Ergebnis miteinander konvergieren.

Als Beispiele nehme ich die Paläoanthropologie, die Neurobiologie, die Kleinkindforschung und die Spracherwerbsforschung. Alle konvergieren darin, daß sie im Ergebnis feststellen, daß der eigentlich "mediale" (spezifisch menschliche) Weltbezug zwar notwendige physische und neurobiologische Bedingungen voraussetzt, diese *allein* aber nicht die *hinreichenden* Gründe sein können für den medialen Weltbezug des Menschen.

So können wir die rasante kulturelle Entwicklung der Menschheit in den letzten 0,2 % der Menschheitsgeschichte eben *nicht rein biologisch-genetisch* erklären, da die Zeiträume für genetische Entwicklungen viel zu groß sind. Wir benötigen zu einer *hinreichenden* Erklärung ein anderes Paradigma, das "soziologische" Paradigma. Dieses neue Paradigma besagt, daß **nur und**

ausschließlich intersubjektive kommunikative Prozesse über Zeichensysteme (Entwicklung von Gestik, Sprache, Schrift etc.) kulturelle Veränderungen zur Folge haben können, wie wir das seit ca. 10.000 v.Chr. mit der Sesshaftwerdung der Menschheit beobachten.

Ebenso stellt die Spracherwerbsforschung (im Kontext der neueren Ergebnisse der Neurobiologie) fest, daß die intersubjektiven Verständigungs- und Einübungsprozesse zwar neuronale Bedingungen *notwendig* voraussetzen, diese allein aber eben nicht die *hinreichenden* Voraussetzungen darstellen können, damit es zum Spracherwerb kommt. Dafür bedarf es de facto sozialer Verständigungsprozesse in den ersten Lebensjahren, in der es zu einer rasanten Zunahme der synaptischen Verknüpfungen kommt, die nur in und durch intersubjektive Verständigungsprozesse verfestigt werden.

Es vollzieht sich also in der Kommunikation in symbolischen Zeichen"systemen" (sei es gestischer, haptischer, akustischer oder graphischer Art etc.) etwas **Neues**, für das die biologisch-genetische Disposition des Menschen, wie gerade gesagt, nur die notwendige, nicht aber hinreichende Voraussetzung darstellt.

Wenn nun auch noch die Kleinkindforschung sowie die Primatenforschung aufzeigen können, daß die Ich-werdung am Ende des zweiten Lebensjahres sowie die Bewußt-Werdung und Unterscheidung von Selbst und Anderen **zwingend gebunden** ist an kommunikative Prozesse, daß nur in und vermittels dieser kommunikativen Prozesse in symbolischen Zeichensystemen so etwas möglich ist wie "geteilte Intentionalität" ("den anderen verstehen", was ja Tomasello als humanes Spezifikum betrachtet im Gegensatz zu anderen Primaten), so wird deutlich, welche Funktion die moderne Medientheorie hat: Das Spezifische des Menschen, das was ihn vor allem anderen organismischem Sein auszeichnet, ist nicht nur an Biologisch-genetisches, sondern primär an eine spezifische intersubjektive kommunikative *Praxis* gebunden. Diese Praxis vollzieht sich in historisch (nicht biologisch) konstituierten Zeichensystemen. Und das sind also Zeichensysteme, die die Menschen im Laufe ihrer kulturellen Entwicklung sogar *erfinden*, wie z.B. die Schrift.

Was sind nun die Konsequenzen aus all denen, aus ganz unterschiedlichen Fachdisziplinen zusammengetragenen Einzelergebnissen, die gleichwohl ja alle auf eine gemeinsame Einsicht hinauslaufen?

Neben dem physischen Sein, neben dem organismischen Sein können wir nicht mehr so einfach irgendein "geistiges" Sein als *Grundausrüstung* des Menschen ansetzen, quasi ein das Einzelsubjekt auszeichnendes *Merkmal*. Denn was wir hier als "Geistiges" ansetzen, wollen wir es als Vernünftigkeit, als Willensfreiheit oder dergleichen fassen, setzt ja offensichtlich intersubjektive, notwendig in Zeichensystemen sich vollziehende kommunikative Operationen voraus. Wir können ein wenig salopp auch sagen: **Intersubjektivität konstituiert Subjektivität**. Kurz und im Anschluß an den Paläoanthropologen Leroi-Gourhan formuliert: die Soziologie hat die Biologie in der Erklärung der Voraussetzungen des humanen Spezifikums abgelöst.

Wenn wir hier also fragen „Tun wir zu viel am Ende des Lebens?“ und damit das Ende des menschlichen Lebens meinen, so müssen wir klären, von welchem „Ende“ wir denn sprechen: Vom Ende des physischen Zusammenhalts des Körpers, vom Ende des Organismus als eines metabolisierenden Systems oder vom Ende des notwendig medial vermittelten Weltbezugs des Menschen?

Die Aufrechterhaltung des menschlichen Lebens, des spezifisch "menschlichen" Lebens wird also kaum umhin kommen, die medial geprägte Sozialität mitzuberücksichtigen. Dieser sich in symbolischen Zeichensystemen vollziehende Verständigungsprozeß bedeutet also gegenüber der biologisch-genetischen Entwicklung ein *Surplus*, das mit der biologisch-genetischen Ausstattung des Menschen *allein* nicht gegeben ist und nicht gegeben sein kann.

Das Ergebnis ist dann zumindest, daß wir nicht mehr mit einer "**Merkmals**"-**Theorie** des Menschen sein spezifisches Menschsein erfassen können, so als ob die "Würde des Menschen" analog zu einem biologischen Merkmal zu verstehen sei. Insofern liegt zumindest schon ein sprachliches Problem in der Formulierung von Art 1 GG. („Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Die schweizerische Bundesverfassung spricht in Art. 24 Abs. 3 sogar von der „Würde der Kreatur“ und bezieht diese ausdrücklich auch auf Tiere und Pflanzen. Wie umstritten der Würde-Begriff von Art. 1 GG ist, wird auch deutlich an der Kritik des

Bundesverfassungsrichters Ernst-Wolfgang Böckenförde an dem Kommentar von Art. 1 GG durch Matthias Herdegen, den er geradezu als „Angriff auf Art. 1 GG“ betrachtet.)

Kann der Erhalt des rein physischen und biologisch-organismischen Seins allein die Lebens"würdigkeit" des Menschen darstellen?

Was hat die Medientheorie also mit der Frage nach dem „Ende des menschlichen Lebens“ zu schaffen? Der Zugang zur Welt (Umwelt und Mitmenschen, zu Bewußtheit und Selbstbewußtsein) ist uns Menschen nur in und vermitteltst intersubjektiv konstituierter Medien möglich. Der Rückzug aus der „medial“ vermittelten Welt bedeutet den Weltverlust des Menschen. Der Aspekt des intersubjektiven, kommunikativen Geschehens wird also durch die Medientheorie in den Vordergrund gerückt. Er wird deswegen in den Vordergrund gerückt, weil jetzt erkannt ist, dass diese Prozessualität nicht nur eine *empirische Möglichkeit* menschlichen Seins darstellt, in die er sich hineinbegeben oder auch zeitweise ausklinken kann, sondern weil diese Prozessualität nun als die *subjektkonstituierende* Funktion erkannt ist.

[\[Inhaltsverzeichnis\]](#)

Literaturverzeichnis

"Verzweigungsliteratur"

Wichtige, gut verständlich geschriebene Grundsatzliteratur in deutscher Sprache
(Autoren in der Regel derzeitige Nobelpreisträger auf ihren Gebieten)

Physik, Geophysik (Verhältnis von Newtonscher und Quantenphysik):

Robert Laughlin, Abschied von der Weltformel, Die Neuerfindung der Physik, 2009 (ganz neues Gesamtkonzept von Physik, abseits von Einstein, derzeit wohl der wichtigste Trendsetter in der modernen Physik)

Brian Greene, Der Stoff, aus dem der Kosmos ist, Raum, Zeit und die Beschaffenheit der Wirklichkeit, 2008 (komplette Neuerzählung der Geschichte der modernen Physik)

Philipp Ball, H₂O - Biographie des Wassers, 1999, (zentral für die Geophysik und Paläogeophysik)

Erwin Schrödinger, What ist Life? (1942) (im Internet; Dieser kleine Artikel war maßgebend für Norbert Wiener, Alan Turing, - die ganze Kybernetik - , Watson/Crick, die Abtrennung der modernen Biologie von der Physik)

Roger Penrose, Computerdenken - Die Debatte um Künstliche Intelligenz, Bewußtsein und die Gesetze der Physik, 1991 (Standardwerk zur Computertechnologie, Penrose ist Mathematiker und theor. Physiker, Lehrer und Kollege von Stephen Hawking)

Friedrich Cramer, Der Zeitbaum - Grundlegung einer allgemeinen Zeittheorie, 1996 (Bedeutung der modernen Zeittheorie für die Theorie des Organismus, vor allem auch für Mediziner geschrieben)

Biochemie, Biologie

Ernst Mayr, Konzepte der Biologie, 2005 (Klassiker!)

Nüsslein-Vollhardt, Das Werden des Lebens, 2004, (zusammenfassende Darstellung der Molekularbiologie, Genetik, für allem für Mediziner geschrieben)

Nick Lane, Leben, Verblüffende Erfindungen der Evolution, 2015, (Grundsätzliches zur Theorie des Organismus und der Evolution)

Sean B, Carroll, EVO DEVO, Das neue Bilder Evolution, 2008 (Erweiterung der Lehre Darwin)

Soziologie

William James, Pragmatismus, 1994 (Klassiker!)

Niklas Luhmann (seine soziologische "Systemtheorie" beruft sich auf Schrödinger, Watson/Crick, Norbert Wiener), schwer zu lesen, am besten im Internet:
"Willkommen bei Luhmann"

Medientheorie (in Einzelwiss.: Sprach-/Schriftphilosophie, Paläoanthropologie, Paläolinguistik, Kleinkindforschung, Spracherwerbsforschung, Platon/Kant)

Humboldt und Herder führten "Sprache" im 19. Jh. als erstes "Medium" des Geistes in die Philosophie ein. In der ersten Hälfte des 20. Jh. stand dann die "Sprachphilosophie" im Vordergrund des philosophischen Interesses in der Philosophie in Europa und den USA (Semiotik, Semiose, Semantik etc.).

Ab der zweiten Hälfte des 20. Jh. wird der Begriff des "Mediums" ausgeweitet, Gestik, Mimik, Kunstsprachen, Schrift, Digitalisierung von Schrift/Bild etc.). Hierzu dann viele Studien in den Fächern Paläoanthropologie (grundsätzlich schon André Leroi-Gourhan, Hand und Wort, 1988), Spracherwerbsforschung (derzeit in Deutschland am einflußreichsten Ludwig Jäger, s. website, zahlreiche Aufsätze zum Spracherwerb), in der Kleinkindforschung. Funktion von unterschiedlichen "Medien" für kulturelle Erscheinungen (Schrift bedeutet Eintritt in das "historische Bewußtsein", in das Zeitalter komplexer Städtebildung ab ca. 6.000 v. Chr., Wirtschafts- und Verwaltungsformen, Revolution von "Erinnerungsschriften" zu "vokalisierter Schrift", die man zum Lesen aus der Hand geben kann, bei den Griechen, ca. 900 v. Chr.; Platon beschäftigt sich im 'Phaidros' intensiv mit der Funktion der Schrift für die Philosophie)

Michael Tomasello, Zur kulturellen Entwicklung des menschlichen Denkens - Zur Evolution der Kognition, 2006) (Max-Planck-Institut in Leipzig), Primaten- und Kleinkindforschung, arbeitet den Unterschied zwischen "Zeichensystemen" im Tierreich und "arbiträren Zeichensystemen" heraus (Spracherwerbsforschung kann neurobiologisch zeigen, daß der Erwerb "arbiträrer Zeichensysteme" nur innerhalb eines kurzen Zeitfensters (2. bis 7. Lebensjahr) möglich ist. Theorie des "ratchet effect": Mittels arbiträrer Erinnerungs- und Kommunikationszeichen "steigen wir auf die Schultern der Vorfahren" wie beim Wagenhebereffekt" das Auto in der Autowerkstatt ("Kulturentwicklungstheorie").

Zur Paläoanthropologie Friedemann Schrenk, Die Frühzeit des Menschen, Der Weg zum Homo sapiens. 2008 (sehr kurze zusammenfassende Darstellung, Schrenk ist Direktor des Senckenberg Museums in Frankfurt und Leiter der Abtlg. Paläoanthropologie)

Kants Tafel der urteilslogischen Funktionen in der K.d.r.V.; 1781

[\[Inhaltsverzeichnis\]](#)